



HARTMUT REINHARDT

Ästhetische Geselligkeit

Goethes literarischer Dialog mit Schiller in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings. Hg. von Peter-André Alt, Alexander Kosenina, Hartmut Reinhardt u. Wolfgang Riedel. Würzburg 2002, S. 311-341.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/reinhardt_dialog.pdf>

Eingestellt am 29.01.2004

Autor

Prof. Dr. Hartmut Reinhardt

Universität Trier

FB II Germanistik

Neuere deutsche Literaturwissenschaft

54286 Trier

Emailadresse: <reinhar0@uni-trier.de>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Hartmut Reinhardt: Ästhetische Geselligkeit. Goethes literarischer Dialog mit Schiller in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (29.01.2004). In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/reinhardt_dialog.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

HARTMUT REINHARDT

Ästhetische Geselligkeit
Goethes literarischer Dialog mit Schiller
in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*

Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn.
(Goethe zu Ottilie über Schiller)

Daß Goethe sich für das Wort Napoleons, die »Politik« sei »jetzt« das »Schicksal«, empfänglich gezeigt hat, wissen wir nicht allein aus seiner Schilderung der Begegnung mit dem großen Imperator am 2. Oktober 1808 auf dem Erfurter Fürstentag.¹ Mehr als 20 Jahre später hält Eckermann ein Gespräch fest, in dem Goethe »die tragische Schicksals-Idee der Griechen« ausdrücklich als nicht mehr zeitgemäß bezeichnet und statt ihrer das napoleonische Diktum favorisiert.² Der Kaiser dürfte seinen Beitrag zur Dramentheorie als Verschlüsselung des eigenen imperialen Willens gemeint haben, dem er schicksalsbestimmende Kausalität für die Völker und Individuen zuschreibt: exekutiert über Bündnisstrategien, Kontinentalsperren, Unterwerfungen und Kriege. Goethes Empfänglichkeit für die Formel ist aber nicht allein aus stillschweigender Zustimmung für den Machtanspruch des großen und bewunderten Tatmenschen zu verstehen. Die Formel rührte wohl an seine Erfahrung der Französischen Revolution und ihrer Auswirkungen, an »Geschichte«, unfaßbar in ihrer Dynamik von diskontinuierlichen Sprüngen und Rückschlägen.

Was Goethe als irritierter Beobachter des historischen Prozesses – für ihn bekanntlich »das schrecklichste aller Ereignisse« – unternommen hat, lief auf

¹ Napoleon findet nach Goethes Bericht aus einer Mißbilligung der »Schicksalsstücke« zu dieser Sentenz: »Sie hätten einer dunklern Zeit angehört: Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal.« Johann Wolfgang von Goethe: Unterredung mit Napoleon. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Hg. von Karl Richter. München, Wien 1985-98 (»Münchener Ausgabe«, künftig: MA), Bd. 14, S. 578f.

² Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (MA 19, 459f.). – Das Gespräch ist auf März 1832 datiert.

Versuche hinaus, dieses Politikschicksal zu »gewältigen«,³ in der Naturwissenschaft und – mit inneren Sperren zunächst – in der Dichtung. Ein solcher Bewältigungsversuch soll hier näher besichtigt werden, eingebunden in einen literarischen Dialog mit Schiller: die *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1794/95), Goethes erster bedeutender Beitrag zu den *Horen*, über den durch die neuere Forschung Erstaunliches in Umlauf gesetzt worden ist.

I.

Die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte zeigt deutlich, daß Goethes *Unterhaltungen* Schillers Abhandlung *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen* auf die Spur gesetzt sind. Schiller hatte Goethe am 13. Juni 1794 zur Mitarbeit an der von ihm mit großer Ambition projektierten Zeitschrift *Die Horen* eingeladen und dabei auf den *Wilhelm Meister* – wie später auf Fragmente aus dem *Faust* – spekuliert. Doch der Roman, an dem er gerade arbeitete, war wegen einer Verpflichtung an den Verleger Unger nicht mehr für Goethe disponibel. Statt dessen plante er für die *Horen* eine Novelle, woran Schiller am 28. Oktober erinnerte, als er »die Geschichte des ehrlichen Prokurators« erwähnt (die er fälschlich »dem Boccaz«, also Boccaccio, zuschreibt).⁴ Aus diesem Planspiel entwickelten sich die *Unterhaltungen* durch Vorschaltung einer Rahmenerzählung und vier weiterer Binnengeschichten. Im Januar 1795 begann Goethe mit der Ausarbeitung des Textes, der in sechs Teilen in den *Horen* erscheint.⁵ Die Entstehungsgeschichte bleibt eingebunden in Goethes literarisches Hauptgeschäft. So treten die *Unterhaltungen* aus dem Schatten des *Wilhelm Meister* hervor – und geraten in den von Schillers ästhetischen *Briefen*.

³ Goethe: Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort (MA 12, 308).

⁴ Schiller an Goethe, 28.10.1794 (MA 8.1, 36).

⁵ Die *Horen*. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Schiller. [1795-97] Reprint Darmstadt 1959, 6 Bde. [und ein Beiband]. Hg. von Paul Raabe. Bd. 1 (Jg. 1795), hier 1. Stück (S. 49-78), 2. Stück (S. 1-28), Bd. 2 (Jg. 1795), 4. Stück (S. 41-67), 7. Stück (S. 50-76), 9. Stück (S. 45-52), 10. Stück (S. 108-152). – Der Nachdruck ist jetzt wieder in einer Neuauflage greifbar (Weimar, Stuttgart 2000).

Am 20. Oktober 1794 hatte ihm Schiller die ersten neun seiner ästhetischen *Briefe* zur ›Einstimmung‹ im Manuskript zugesandt, nicht ohne den Stimulus, daß er darin sein »Portrait« finden könne.⁶ Und Goethe las, wie aktenkundig ist. Bevor er also die erste Zeile der *Unterhaltungen* diktierte, nahm er nach der »Ankündigung« der *Horen* zur Kenntnis, wie sich sein Mitstreiter Konzept und Realisierung einer ästhetischen Erziehung dachte, im ersten Umriß jedenfalls.⁷ Und weiter: Bevor er das »Märchen« als Goldstück seinen Geschichten zuteilte, lagen Goethe sämtliche 27 *Briefe* vor: nämlich im Druck der *Horen*. Der ästhetische Theoretiker führte, und der Erzähler folgte ihm nach, indem er seine Sache nach und nach entwickelte.

Das zerstückelte Erscheinen der *Unterhaltungen* hat manchen zeitgenössischen Leser irritiert. So fragte Gottfried Körner bei Schiller einigermaßen unwirsch an: »[...] was meint denn Goethe eigentlich mit seinen Unterhaltungen?«⁸ Wenn man über einen Zeitsprung hinweg einigen wissenschaftlichen Interpreten neuerer Tage folgt, so müßte die Antwort lauten: Er wollte Schiller gehörig eins auswischen, sein Konzept einer ästhetischen Erziehung ironisieren, zerstören oder satirisch bloßstellen. Da hätte sich der Herausgeber der *Horen* einen schönen Freund ins gemeinsame Projekt geholt.

Den ersten Schritt in diese Richtung unternahm wohl Gerhard Fricke, noch im Modus des diskreten Andeutens, indem er z.B. im Rahmengespräch nach der

⁶ Schiller an Goethe, 20.10.1794 (MA 8.1, 32). – Das »Portrait« findet sich im neunten *Brief*: als Abkürzung der Stilisierung Goethes als des in die Moderne versetzten ›Griechen‹ in Schillers Brief vom 23. August, in dem Goethe »mit freundschaftlicher Hand« die »Summe« seiner »Existenz« gezogen sah (MA 8.1, 13ff.).

⁷ Die ersten neun der ästhetischen *Briefe* erschienen im ersten Stück der *Horen* (S. 7-48), die Briefe 10-16 im zweiten Stück (S. 51-94) und die Briefe 17-27 im sechsten Stück (S. 45-124) unter dem Zwischentitel »Die schmelzende Schönheit«. Anders als die erste Briefgruppe hat Schiller die späteren Teile nicht vor der Drucklegung Goethe im Manuskript geschickt, doch aus der letzten Arbeitsphase immerhin vermeldet: »Ich [...] entdecke mit jedem Schritt, den ich vorwärts tue, wie fest und sicher der Grund ist, auf welchen ich baute. Einen Einwurf, der das ganze umstürzen könnte, habe ich von nun an nicht mehr zu fürchten [...]« (An Goethe, 27.2.1795; MA 8.1, 65)

⁸ Körner an Schiller, 8.5.1795. Schillers Werke. Nationalausgabe (künftig: NA). Hg. von Julius Petersen u.a. Weimar 1943ff., Bd. 35, S. 200. – Körner hat zu diesem Zeitpunkt drei Teile der *Unterhaltungen* (bis zum Ende der Prokurator-Geschichte, doch noch nicht das folgende Rahmengespräch über die »moralische Erzählung«) vor Augen.

Prokurator-Erzählung inmitten von Kant-Vorgaben und Schiller-Motiven auch »eine leise kritische Frage Goethes an den Freund« registriert.⁹ Fricke analysiert auf einige negative Züge in der Zeichnung der Erzählgesellschaft (»falsche« Interessen und inadäquate Reaktionen) ab und legt damit den Schluß nahe, im Scheitern der Erzählung werde auch Schillers Konzept die Realisierungschance abgesprochen. Ähnlich argumentiert, in expliziter Anknüpfung an Fricke, in einer sorgfältig die Zusammenhänge mit Schiller nachzeichnenden Studie Bernd Bräutigam.¹⁰ Auch er spricht vom »Scheitern« – vom »Scheitern der Erziehung durch Erzählung« – in den *Unterhaltungen* und folgert, daß Goethe damit das *Horen*-Programm Schillers und das Theoriekonzept einer ästhetischen Erziehung in Frage stelle.¹¹

Nicht mehr im Lichte einer immer noch konzilianter Betrachtungsweise bedenkt Bernd Witte die mutmaßlichen Differenzen Goethes zu Schiller. Er konstatiert »eine grundsätzlich verschiedene Auffassung von Wesen und Funktion der Literatur« und sieht Goethe mit einer »radikalen Skepsis« in den *Unterhaltungen* »jeglichen Versuch« negieren, »auf das Publikum belehrend und besernd einzuwirken«.¹² Goethes erzählerischer Beitrag zu den *Horen* erscheint dem Interpreten »als spielerisch-ironischer Gegenbeweis« zu Schillers transzendentalphilosophischem Programm,¹³ auch als »Widerspruch gegen Schillers

⁹ Gerhard Fricke: Zu Sinn und Form von Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. In: Walter Müller-Seidel, Wolfgang Preisendanz (Hg.): Formenwandel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann. Hamburg 1964, S. 273-293, hier S. 292. – Fricke verfolgt Goethes Text nur bis zu diesem Rahmengespräch, erfaßt also die Ferdinand-Geschichte und das »Märchen« nicht.

¹⁰ Bernd Bräutigam: Die ästhetische Erziehung der deutschen Ausgewanderten. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 96 (1977), S. 508-539. – Zur Anknüpfung an Schillers Programmatik vgl. besonders S. 521f.; 529; 533. Daß sich Bräutigam nicht als prinzipieller Kritiker Schillers in Szene setzt, zeigt ein späterer Beitrag, der bemerkenswert für die ästhetischen *Briefe* und gegen ihre nicht immer kompetenten Verächter plädiert. Vgl. Ders.: Konstitution und Destruktion ästhetischer Autonomie im Zeichen des Kompensationsverdachts. In: Wolfgang Wittkowski (Hg.): Revolution und Autonomie. Deutsche Autonomieästhetik im Zeitalter der Französischen Revolution. Ein Symposium. Tübingen 1990, S. 244-259.

¹¹ Bräutigam: Die ästhetische Erziehung, S. 535. – Vgl. zusammenfassend S. 538f.

¹² Bernd Witte: Das Opfer der Schlange. Zur Auseinandersetzung Goethes mit Schiller in den »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und im »Märchen«. In: Wilfried Barner, Eberhard Lämmert, Norbert Oellers (Hg.): Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik. Stuttgart 1984, S. 461-484, hier S. 472.

¹³ Ebd., S. 473. – Das Argument zielt auf den im zehnten *Brief* angekündigten, in den *Briefen* 11-15 eingeschlagenen »transcendentale[n] Weg« (NA 20, 341). Dabei handelt es sich um

anthropologische Theorien«. ¹⁴ Das Fazit sieht Schillers Programm »elitär beschränkt«, während Goethe mit Kompetenz »ein dialektisch kompliziertes Modell der Wechselwirkung von Literatur und Gesellschaft« aufstelle. ¹⁵

Die massivste Schiller-Kritik formuliert Ulrich Gaier in Fortführung der Ansätze Pfaffs und Bräutigams. Die Konzession eines »Dialogs«, den Goethe in den *Unterhaltungen* mit dem Autor der ästhetischen *Briefe* geführt habe, wird von der These zersprengt, daß er auf einen »Gegenentwurf«, auf das »Gegenprogramm« einer »sozialen Bildung« aus sei. ¹⁶ Goethe habe das im *Horen*-Programm verkündete Politik-Verbot gezielt unterlaufen und in seine ersten Beiträge »Störfaktoren« eingebaut, »weil er das ästhetische Spiel, mindestens mit den in den neun ersten *Briefen* Schillers deutlich werdenden Konsequenzen, nicht mitzuspielen bereit war«. ¹⁷ Er zeige als Erzähler, indem er »die Unsicherheit der Verhältnisse und die emotionale Anspannung« bei den Mitgliedern der Erzählgesellschaft sichtbar macht: »ästhetische Erziehung ist unter solchen Umständen undenkbar, der Vorschlag erscheint als Naivität eines Stu-

das philosophische Kernstück der Abhandlung, das mit der Aufstellung des Schönheitsbegriffs – als »lebende Gestalt« – und der Umschreibung seines anthropologischen Korrelats – des »Spieltriebs« – ins Ziel findet (NA 20, 355ff.). Die transzendente Methode soll im Anschluß an Kant dem Gedankengang Konsistenz verschaffen. Daher muß diesem jeder seine Geltung beeinträchtigende Psychologismus und Empirismus – die »Erfahrung als Richterstuhl« – verschlossen bleiben, während der Verfasser außerhalb dieses Zentrums sehr wohl »die Zeugnisse der Erfahrung« aufruft (NA 20, 340; 363f.), um sein Konzept auch philosophisch nicht versierten Lesern nahezubringen. Ob Goethe auf eine gezielte Kritik an Schillers transzendentalphilosophischer Methode festgelegt werden kann, ist auch aus Gründen der Textchronologie äußerst fraglich. Denn die oben zitierte Ankündigung findet sich noch nicht im ersten, nur die *Briefe* 1-9 umfassenden und am 20. Oktober 1794 an Goethe übersandten Konvolut. Wie aber soll er ein Gegenkonzept entwickeln, wenn er das angeblich kritisierte Konzept noch gar nicht schriftlich vor sich hat?

¹⁴ Witte: *Das Opfer der Schlange*, S. 482. – Das ist mit Beziehung auf das »Märchen« gesagt. Mit der These, daß Goethe im »Märchen« kritisch auf Schiller reflektiert, war schon Peter Pfaff auf den Plan getreten. Vgl. Pfaff: *Das Horen-Märchen*. Eine Replik Goethes auf Schillers *Briefe über die ästhetische Erziehung*. In: Herbert Anton, Bernhard Gajek, Peter Pfaff (Hg.): *Geist und Zeichen*. Festschrift für Arthur Henkel zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Heidelberg 1977, S. 320-332.

¹⁵ Witte: *Das Opfer der Schlange*, S. 482f.

¹⁶ Ulrich Gaier: *Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung*. Goethes Rahmen der »Unterhaltungen« als satirische Antithese zu Schillers »Ästhetischen Briefen« I-IX. In: Helmut Bachmaier, Thomas Rentsch (Hg.): *Poetische Autonomie? Zur Wechselwirkung von Dichtung und Philosophie in der Epoche Goethes und Hölderlins*. Stuttgart 1987, S. 207-272, hier S. 211f.

¹⁷ Ebd., S. 217f.

bengelehrten.«¹⁸ Für Goethe oder für Gaier? Der Interpret hat sich in seinem kritischen Furor derart ungehemmt auf die Goethe zugeschobene »Dementierung der ästhetischen Erziehung«¹⁹ festgelegt, daß Schiller keine Chance mehr hat auf eine abgemessene Respektierung von Anspruch und Leistung. Daß er im sechsten *Brief* eine vielfach wegen ihrer Scharfsicht bewunderte Analyse der modernen, durch Arbeitsteilung Entfremdung produzierenden Gesellschaft vorgelegt hat, wird überhaupt nicht erwähnt. Noch die angeblich »bewußt schlechte künstlerische Qualität« der ersten Geschichten im Ensemble der *Unterhaltungen* wird zum Argument gegen Schiller, diene sie doch zur Desavouierung des *Horen*-Programms.²⁰ Die Rede von Schillers »Ästhetizismus« im letzten Satz²¹ ist denunziatorisch gemeint – und, zumindest an der Intention gemessen, abwegig: Die Kunst soll nämlich bei Schiller nicht für die Kunst eintreten, sondern für den Menschen. Goethe hat nach dieser Meinung unter dem Anschein freundschaftlicher Kooperation in Wahrheit die »Satire« auf ein »Machwerk« geliefert,²² Schillers Konzept einer fundamentalen Kritik unterzogen.

Erstaunt und befremdet wird man gewahr, in welche Haarspaltereien und abwegigen Konstruktionen sich der wissenschaftliche Scharfsinn verrennen kann, wenn er seine Vorurteilsbefangenheit nicht durchschaut. Haben wir einen Fortsatz der ideologiekritischen Klassik-Schelte vergangener Jahre vor uns, nunmehr nur noch auf Schiller fokussiert? Gaier und auch Witte gebärden sich jedenfalls so, als paßte ihnen Schillers Ästhetik überhaupt nicht²³ und als wäre ihnen die Gelegenheit willkommen, ihre Invektiven unter dem Schutz von

¹⁸ Ebd., S. 248.

¹⁹ Ebd., S. 262.

²⁰ Ebd., S. 258. – Auf Behandlungsart und Begrifflichkeit Schillers eingehend, erledigt der Verfasser in einem Aufwasch gleich auch noch Novalis – im Hinblick auf die »Scharlatanerie [seiner] Begriffe« – und Hegel mit (S. 268). Erschreckt schüttelt man den Kopf angesichts der wahrhaft »krummen Regel« solcher Urteile.

²¹ Ebd., S. 272.

²² Im Hinblick auf Gaiers Unterstellung, die Einleitung zu den *Unterhaltungen* müsse sich in Schillers Sicht als »Machwerk« ausgenommen haben (ebd., S. 210).

²³ Gaier wohl auch deshalb nicht, weil er – der angesehene Herder-Forscher – sich vom Anti-Kantianismus einer seiner wissenschaftlichen Vorzugsfiguren hat anstecken lassen: Der Ausfall gegen »den abstrakten subjektiven Idealismus« und die »Gehorsamsmoral« läßt darauf schließen (vgl. ebd., S. 240f.).

Goethes Autorität auszustreuen. Das Verfahren läuft auf Willkür und Entstellung hinaus, auf eine Überzeichnung der Differenzen, die zwischen den Autoren, die nach Schillers Wort auf »sehr verschiedenen Bahnen« wandeln,²⁴ und ihren Texten tatsächlich bestehen. Fatal aber, daß solche Suggestionen sich in der Rezeption häufig in Tatsachen verwandeln. So hält Reiner Wild, immerhin ein ausgewiesener Goethe-Experte, die kritischen Thesen offenbar für so plausibel, daß er sie in seinem Kommentar als verbürgte Fakten präsentiert.²⁵

II.

Wenn man Goethes Briefe an Schiller, aber auch seine brieflichen Äußerungen über Schiller an Dritte konsultiert, findet man weder im expliziten Wortlaut noch in Subtext-Untertönen den geringsten Anhaltspunkt für gravierende Differenzen. Als Resultat einer »vierzehntägigen Konferenz« in seinem Weimarer Haus hält Goethe am 1. Oktober 1794 fest: »daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unsers Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren [...]«²⁶ Es gibt demnach einen Konsens im Grundsätzlichen, der Übereinstimmung auch dann verspricht, wenn sich die Sphären im einzelnen nur »berühren« oder sogar – was hinzuzudenken ist – voneinander entfernen. Ein gutes Jahr später, als sich nach dem Erscheinen der ästhetischen *Briefe* und des »Märchens« eine Gelegenheit zur Zwischenbilanz bietet, macht Goethe von der Konsens-Vergewisserung nicht den geringsten Abstrich. Im Gegenteil: Er steigert sie ins Symbolische, malt sich und Schiller aus, wie tun-

²⁴ Schiller an Goethe, 31.8.1794 (MA 8.1, 18).

²⁵ Vgl. MA 4.1, 1043ff. (erschienen 1988). – Sachlich referierend, wie es sich gehört, dagegen Herbert Jaumann in seinem Kommentar zu den *Unterhaltungen* in der ›Frankfurter Ausgabe‹. I. Abteilung, Bd. 9. Frankfurt am Main 1992, S. 1550, und Sigrid Bauschinger im Goethe-Handbuch. Bd. 3. Stuttgart, Weimar 1997, S. 243ff. – In neueren Forschungsarbeiten zu den *Unterhaltungen* spielt die Beziehung zu Schiller (weil sie für geklärt gehalten wird?) keine größere Rolle. Für die kritische Erörterung der Differenz-These verweise ich voller Respekt auf die Magister-Arbeit von Erik Vandeven (vorgelegt an der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Wintersemester 1997/98). Vandeven: Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«: Humanitätskonzept und literarische Kontexte. (Typoskript), München 1997.

²⁶ Goethe an Schiller, 1.10.1794 (MA 8.1, 26). – Nach diesem Konsens-Kriterium wird z.B. Fritz Jacobi von Schiller ausgegrenzt, weil er »einer von denen« sei, »die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen« (an Goethe, 1.3.1795; MA 8.1, 67).

lich es weiterhin wäre, »wenn wir mit Einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat.«²⁷

Die beiden Dichter fassen sich Hand in Hand, behalten die andere frei zum Ausagieren der individuellen Eigenart. Solche Bilder bei Goethe sollte man nicht unterschätzen. So sagt das Schützengleichnis²⁸ schon alles über die unaufhebbaren Differenzen zu Lavater, als der Umgangston noch freundschaftlich scheint. Mit dem bekehrungseifrigen Christologen ist ein Konsens nicht zu halten, mit dem ebenfalls andersartigen Kantianer hingegen schon. Goethes Schilderung seiner Lektüre der ersten neun ästhetischen *Briefe* zeigt, unbefangen betrachtet, nichts von jenen maliziösen Vorbehalten, die der Schiller-Kritiker entdeckt haben will.²⁹ Wenn der Ausdruck des sinnlichen Wohlgefallens, weil er »kulinarisch«³⁰ gerät, eine Konnotation von Ironie enthalten soll, dann müßte das auch für Schiller gelten, als er das erste Buch des *Wilhelm Meister* freudig kommentiert,³¹ und vollends für den Ausdruck seiner Überwältigung nach der Lektüre des fünften Buches.³² Man phantasiert sich besser nichts zusammen, wo nichts ist. Goethe bringt nichts anderes zum Ausdruck als Zustimmung zu einem ästhetischen Entwurf, den er selbst nicht hätte entwickeln können und wollen, dessen Prämissen und Ziele ihm aber einleuchten. Nach der zweiten Lektüre der *Briefe* resümiert er »viel, ich darf fast sagen völlige, Übereinstimmung mit meiner Denkweise« und fügt, nun

²⁷ Goethe an Schiller, 26.12.1795 (MA 8.1, 143). – Vgl. zu diesem »einprägsam herzlichen Bild« auch Terence James Reed, der – modische Reduktionen vermeidend – Schiller als »Sinnstifter der Weimarer Klassik« hervorhebt und sein Zusammenwirken mit Goethe als »in potentiell fruchtbarer Weise reziprok« faßt. Reed: Schiller und die Weimarer Klassik. In: Helmut Koopmann (Hg.): Schiller-Handbuch. Stuttgart 1998, S. 216-232, hier S. 229; 218f.

²⁸ Sie seien »wie zwei Schützen, die mit den Rücken aneinander lehnd, nach ganz verschiedenen Zielen schießen«. Goethe an Lavater, 24.7.1780. Weimarer Ausgabe (künftig: WA), IV. Abteilung, Bd. 4, S. 258.

²⁹ Gaier sieht Goethe »voll hintergründiger Ironie« zu Werke gehen und mutmaßt, diese Reaktion müsse auf Schiller wie eine »kalte Dusche« gewirkt haben (Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung, S. 222ff.). – In seinem offenbar unbeirrbar unbeeinträchtigen Drang zur Schiller-Diffamierung merkt der Verfasser nicht, daß beides nicht recht zueinander paßt. Daß Schiller auf Goethe »mit Härte«, ja »fast patzig« geantwortet haben soll (ebd., S. 224; 230), ist im Text schlechterdings nicht zu verifizieren.

³⁰ Ebd., S. 232.

³¹ »Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch W. Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nie als durch Sie gehabt habe.« Schiller an Goethe, 9.12.1794 (MA 8.1, 46)

³² »Dieses fünfte Buch Meisters habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit, und mit einer einzigen ungeteilten Empfindung durchlesen.« Schiller an Goethe, 15.6.1795 (MA 8.1, 85).

lige, Übereinstimmung mit meiner Denkweise« und fügt, nun wirklich nicht mehr mit Ausdrücken sinnlichen Behagens aufwartend, hinzu, daß er sich auch unter dem Gesichtspunkt der Praxis »nur gestärkt und gefördert« finden könne.³³ Sollte die Meinung allen Ernstes in Betracht kommen, dabei handle es sich um die einigermaßen freundliche Maskierung eines Verdikts? Ganz abgesehen davon, daß unter solcher Prämisse nicht mehr recht begreiflich sein könnte, warum sich Goethe auf Schillers Ratschläge zum *Wilhelm Meister* geradezu erpicht zeigt.³⁴

Auch andere briefliche Äußerungen Goethes belegen für die erste Phase der Zusammenarbeit mit Schiller Zustimmung und Anerkennung. Fritz Jacobi erhält die Mitteilung: »[...] die Kreise unsers Denckens und Wirckens laufen in einander [...]«³⁵ An Humboldt ergeht ein ausgesprochenes Votum der Wertschätzung von Schillers »kritischen Arbeiten«: »er hat sehr glückliche Ideen [!], die wenn sie nur einmal gesagt sind, nach und nach Eingang finden, so sehr man ihnen auch anfangs widersteht.«³⁶ Ohne jeden Vorbehalt erhält auch der in Italien reisende Vertraute Johann Heinrich Meyer Aufschluß, wie gut sich das Verhältnis zu Schiller, anders als das zu Herder, entwickelt.³⁷ Noch im Rückblick des Alters, wenn er »der pomposen Ankündigung der Horen« mit einiger Ironie gedenkt, hält Goethe das Andenken an Schiller selbst in allerhöchsten Ehren. Er erwähnt »die Freundschaft zu Schillern, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen« und stellt es als höchst ungewiß hin, ob ohne die »Anregung« durch Schiller seine eigenen literarischen Aktivitäten, beginnend mit den »Unterhaltungen der Ausgewanderten«, überhaupt in Gang gekommen wären.³⁸

³³ Goethe an Schiller, 28.10.1794 (MA 8.1, 37). – Hervorhebungen im Original.

³⁴ Das »kritische Ingenium Schillers« in der Diskussion des entstehenden Romans zeigt Hans-Jürgen Schings in seiner kommentierenden »Einführung« zu den *Lehrjahren* (MA 5, 613-643, hier 621).

³⁵ Goethe an Jacobi, 2.2.1795 (WA IV, 10, 233).

³⁶ Goethe an Humboldt, 3.12.1795 (WA IV, 10, 343f.).

³⁷ Vgl. Goethe an Meyer, 3.3.1796 und 20.6.1796 (WA IV, 11, 38f. und 100f.).

³⁸ Goethe an Schultz, 10.1.1829 (WA IV, 45, 117f.).

Alle diese Äußerungen könnten, so eindeutig sie die mit Schiller gefundene Konsenslinie unterstreichen, entkräftet werden durch ein gegenläufiges Zeugnis des Textes selbst. Die *Unterhaltungen* sind, gemessen an den vier großen Goetheschen Romanen, als Werk sekundären Ranges einzuschätzen, als ›Nebenwerk‹, wenn man so will. Eine beträchtliche literarische Eminenz bleibt dennoch bestehen: Goethe bürgert hier beiläufig, sozusagen mit der linken Hand, die in der Romania entwickelte Novellenform in der deutschen Literatur ein, und er führt zugleich ein Beispiel produktiver Boccaccio-Rezeption vor, indem er die einzelnen Novellen in eine zyklische Komposition bringt.³⁹ Die Wirkungsgeschichte mit den späten *Wanderjahren*, in denen Goethe – nach Hermann Brochs Diktum⁴⁰ – den »Grundstein der neuen Dichtung, des neuen Romans« gelegt hat, doch auch mit E.T.A. Hoffmanns *Serapions-Brüdern* und Gottfried Kellers *Sinngedicht* spricht für den Kunstrang des ›Nebenwerks‹. Daß dieser etlichen Lesern der *Horen* nicht gleich aufgegangen ist, dürfte neben individuellen Ressentiments – wie bei Charlotte von Stein – hauptsächlich mit der Publikationsform (in Teilstücken, die häufig abrupt abbrechen) zusammenhängen. Schiller aber hatte allen Grund, seine Zufriedenheit mit den *Unterhaltungen* zum Ausdruck zu bringen, von einem Dissens abgesehen, auf den zurückzukommen ist. Der ästhetische Theoretiker konnte sich von Goethe

³⁹ Vor allem Goethes Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Novellistik ist mehrfach hervorgehoben worden. Vgl. Joachim Müller: Zur Entstehung der deutschen Novelle. Die Rahmenhandlung in Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und die Thematik der Französischen Revolution. In: Helmut Kreuzer (Hg.): Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Stuttgart 1969, S. 152-158; Bräutigam: Die ästhetische Erziehung der deutschen Ausgewanderten, S. 424ff. (im Anschluß an Fricke auf die Disproportion von Erzähltext und Publikumsreaktion aus); Gerhard Neumann: Die Anfänge deutscher Novellistik. Schillers ›Verbrecher aus verlorener Ehre‹ – Goethes ›Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‹. In: Unser Commercium, S. 433-460 (auf den Diskursbahnen Foucaults das Verhältnis der ›neuen‹, die »Körpererfahrung« artikulierenden Subjektivität und der gesellschaftlichen »Disziplinierungsinstitute« erörternd); Carl Niekerk: Bildungskrisen. Die Frage nach dem Subjekt in Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. Tübingen 1995 (mit dem Versuch, am »Leitfaden der Frage nach dem Subjekt« [S. 153] die *Unterhaltungen* in eine Gegenposition zum zeitgleichen *Wilhelm Meister* zu bringen, was nach den Theorieansätzen Foucaults und anderer allerdings eher einleuchtet als im Hinblick auf die Texte Goethes). Bemerkenswert ist die erzähltheoretische ›Auswertung‹ der *Unterhaltungen* durch Manfred Engel: Der Roman der Goethezeit. Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendente Geschichten. Stuttgart, Weimar 1993, S. 229ff.

⁴⁰ Hermann Broch: James Joyce und die Gegenwart. In: Kommentierte Werkausgabe. Hg. von Paul Michael Lützeler. Bd. 9/1. Frankfurt am Main 1975, S. 63-91, hier S. 87.

in der Hauptsache verstanden und unterstützt sehen, die Novellenkomposition als eine flankierende Aktion auffassen.

An Echobildungen, indirekten Bezugnahmen und thematischen Verweisen auf Schiller fehlt es in Goethes Text nicht. Schon der Titel will offensichtlich als Anspielung auf die »Ankündigung« der *Horen* verstanden sein.⁴¹ Und gleich der erste Satz markiert nicht bloß die Zeitstelle der folgenden Geschehnisse und Erzählungen (und verweist damit auf Goethes eigene Erfahrungen als Kriegsschlachtenbummler und Zeitzeuge 1792), sondern respondiert auch auf Schiller, deutlich wiederum auf die »Ankündigung«, vermittelt auch schon auf die in den ästhetischen *Briefen* aufgeworfene Frage, wie denn die Priorisierung der Ästhetik vor den Belangen von Politik und Gesellschaft gerechtfertigt werden könne.⁴² »Verräth es nicht« – so fragt Schiller im zweiten *Brief* (NA 20, 311f.) – »eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft«, aus dem politischen Diskurs herauszutreten, obwohl doch zugestanden wird, daß es dort um Epochenprobleme von allergrößter Relevanz geht? Schiller deutet schon im Umkreis seiner Frage, des von ihm nach dem Muster Kants inszenierten »Rechtshandel[s]«, sein Zutrauen an, daß es gelingen werde, die Ästhetik (um deren »Gesetzbuch« er sich bemüht), in ihrer Kapazität für die von der Politik gestellten Probleme zu erweisen. Die Präferenz der »Schönheit« vor der »Freyheit« rechtfertigt Schiller mit der Überzeugung, »daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert«. (NA 20, 312) Damit haben wir schon die Leitintention Schillers erreicht, die in den gehörigen Zusammenhang zu stellen ist, weil nur dann sinnvoll (und nicht bloß zur Bedienung eines kritischen Apriori) ermittelt werden kann, wie sich Goethe als Erzähler auf den durch Ästhetik vorgezeichneten Weg macht.

⁴¹ »Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie [die Zeitschrift] gewidmet sein, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüestet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren.« (NA 22, 106)

⁴² Vgl. den Nachweis von Reiner Wild (MA 4.1, 1044).

Die Politik-Abstinenz, die Schiller bekanntlich mit Strenge für die *Horen* deklariert, versteht sich nicht umstandslos von selbst und ist auch nicht mit einigen »passenden« Zitaten auf die Mühlen zu leiten, die Ideologiekritiker und ihre Nachfolger in Gang gesetzt haben. Natürlich will Schiller alles aus der Zeitschrift ausgeschlossen wissen, »was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht«. ⁴³ In der Tat will er den *Horen* »über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen« und die ausgesuchten Mitarbeiter in der gemeinsamen Absicht zusammenbringen, »wahre Humanität zu befördern«, welche Zielbestimmung die Arbeit »an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt«, aufnehmen soll. ⁴⁴ Dennoch: Die vertrauten kritischen Raster (Eskapismus, abstrakter Idealismus, Ausweichen vor den realen Problemen von Politik und Gesellschaft etc.) können die für die *Horen* verfügte Politik-Abstinenz nicht aufschlüsseln, auch nicht den spezifischen Argumentationsmodus der ästhetischen *Briefe* erreichen, in denen man begründet sieht, was dort nur deklariert wird.

Am deutlichsten zeigt der große Brief an den Augustenburger vom 13. Juli 1793, was Schiller anvisiert und wie er Politik und Ästhetik zu koordinieren versucht. ⁴⁵ Hier läßt sich das Konzept der ästhetischen Erziehung genetisch verfolgen, läßt sich einsehen, warum und zu welchem Ende der Kunst die Aufgabe zugewiesen wird, die »Gesinnung« der Menschen zu veredeln, ihre »Denkungsart« zu reformieren (NA 26, 263f.). Einerseits schließt Schiller dieses Konzept an ein Realisierungsdefizit der »Aufklärung« an, die als »bloß theoretische Kultur« nicht hinreichend in die Lebenspraxis hineinwirke, so daß sich moralische Verderbnisse mancherlei Art bilden und ausbreiten. Zum anderen richtet sich der Blick auf Frankreich, auf das Epochenereignis von 1789

⁴³ Einladung zur Mitarbeit (NA 22, 103).

⁴⁴ Ankündigung der *Horen* (NA 22, 106f.).

⁴⁵ Zu diesem Brief und zu Schillers Mäzen, dem in der Forschung seit Jahrzehnten übergebenen Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein aus der Linie Sonderburg-Augustenburg vgl. klärend, die Illuminatenspur aufnehmend, doch auch den Problemkontext der Ästhetik ins Auge fassend Hans-Jürgen Schings: Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten. Tübingen 1996, S. 188ff.; 210ff.

und in seinem Gefolge auf den postrevolutionären Terror, spätestens seit der Hinrichtung des Königs am 21. Januar 1793 für viele deutsche Revolutions-Sympathisanten ein Skandalon.⁴⁶ Schiller läßt also mitnichten die Politik aus. Im Gegenteil: »Politische und bürgerliche Freiheit«, so erklärt er mit Entschiedenheit, »bleibt immer und ewig das Heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Centrum aller Kultur [...]« (NA 26, 265) Deutliche Worte, die über die Zielbestimmung von Schillers Anstrengung keinen Zweifel aufkommen lassen können. Keineswegs versucht hier ein die Kunst verabsolutierender Theoretiker sich der politischen Forderung des Tages zu entwinden. Schiller weist der Ästhetik ihre Aufgabe aus der politischen Reflexion an, indem er eine Lehre zu ziehen versucht aus dem Verlauf der postrevolutionären Geschichte in Frankreich, aus dem widervernünftigen Umschlag vernünftiger Ideen in barbarisches Handeln, in Terror und Krieg:

Wäre das Faktum wahr, – wäre der ausserordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Thätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja ich bin soweit entfernt an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen. [...]

Der Versuch des Französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europens, und ein ganzes Jahrhundert, in Barbarey und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine ver-

⁴⁶ Vgl. die Bemerkung zu Körner, er könne »seit 14 Tagen keine franz[ösischen] Zeitungen mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an«. Schiller an Körner, 8.2.1793 (NA 26, 183). – Neuerdings hat W. Daniel Wilson, der Goethe-Kritiker in Permanenz, zu bedenken gegeben, ob nicht Erfahrungen »vor der eigenen Haustür«, nämlich Jenaer Studentenproteste – vor allem eine aggressive Demonstration gegen Prorektor Ulrich im Sommer 1792 – dem Verfasser der ästhetischen *Briefe* die Anschauung jener »brutalen Gewalt der Thierheit« geliefert haben, die er der Französischen Revolution kritisch aufs Konto setzt (NA 26, 262). Vgl. Wilson: *Das Goethe-Tabu. Protest und Menschenrechte im klassischen Weimar*. München 1999, S. 219ff. – Es mag sein, daß hier eines ins andere geht. Doch Wilsons Folgerungen, seine Rede von Schillers »politikverdrossene[m] Projekt« und »Kulturpessimismus« (S. 224): das alles zieht an Schillers Argumentation vorbei.

derbte Generation, die ihn nicht werth war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. (NA 26, 261f.)

Wieder legt der politische Zeitgenosse ein – gravierendes – Realisierungsdefizit bloß. Für seine Wahrnehmung zeigt sich der Dichter des Marquis Posa⁴⁷ besonders gerüstet. Die Politik, das demonstriert der »Moment«, führt im Verfolgen berechtigter, ja emphatisch zu feiernder Ideen in ein Handeln von nicht mehr zu bändigender »Barbarei«, das sich von aller rationalen Steuerung losgerissen hat. Die Politik wird Schicksal. An die Ästhetik ergeht die Zumutung, es zu »bewältigen«. ⁴⁸ Sie hat auf die anthropologische Disposition hinzuwirken, aus der ein vernunftbestimmtes Handeln allererst folgen kann. Dieser Argumentation Schillers kann man auf der Basis einer realistischen Skepsis, zu der Mensch und Geschichte wahrhaft einigen Anlaß geben, sicher vorhalten, sie überschätze die Bildungsmöglichkeiten von Kunst und Ästhetik und laufe auf eine idealistische Illusion hinaus. Doch auch dann wird man nicht geltend machen können, sie sei unpolitisch. Schiller setzt die Ästhetik auf ein Problem an, das die Politik aufwirft, aber nicht lösen kann. Sie muß sich daran messen lassen, inwieweit es ihr gelingt, die Menschen so zu kultivieren, daß sie politikfähig werden nach Maßgabe politisch-moralischer Aufklärungsideen.

Natürlich, das ist kurz anzudeuten, kommt die Zumutung an die Ästhetik nicht von ungefähr. Schiller erklärt sich zu ihrem »Ritter«. ⁴⁹ Ein solcher kämpft für eine berechtigte Sache, die er ins Hintertreffen geraten sieht. Die Sache der Kunst ist durch eine Relevanz-Minderung bedroht, nicht zuletzt von seiten der Philosophie. Kant hat das im Geschmacksurteil ausgesprochene Wohlgefallen am Schönen zwar als einen anthropologischen Glücksfall ausgezeichnet, der die Vorstellungsvermögen in ein harmonisches Verhältnis setzt, doch daran

⁴⁷ Vgl. im Anschluß an das oben angeführte Zitat die Reflexion auf das »Geschenck des Zufalls«, von dem es den rechten »Gebrauch« zu machen gilt (NA 26, 262). Sie nimmt deutlich Posas Monolog vor der Audienzszene des *Don Karlos* auf (V. 3480ff.; NA 6, 177).

⁴⁸ Vgl. zu dieser Verschränkung von Politik und Ästhetik Rolf-Peter Janz: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Schiller-Handbuch, S. 610-626, hier S. 612ff. (auf S. 613 den Hinweis, daß Schiller in einem Brief an Christian Garve vom 15.1.1795 die Abhandlung über die ästhetische Erziehung sein »politisches Glaubensbekenntniß« genannt hat [NA 27, 125]).

festgehalten, daß es sich um eine empirische Erfahrung von zweifelhafter Generalisierbarkeit handelt. Daher muß der Kant-Schüler Schiller für die Kunst ein Rechtfertigungsproblem zugestehen. Es gilt nachzuweisen, daß sie zur Realitätsbemächtigung und Konsensstiftung fähig ist. Sie hat den Versuch zu unternehmen, einen ästhetischen Humanismus herauszubilden, der die in der politischen Erfahrung hervorgetretenen und mit einer bloß politischen Philosophie nicht zu behebenden Gebrechen kurieren könnte. Gelänge dies, wäre die Ästhetik das wahre Therapeutikum für die Politik.

Das in der »Ankündigung« der *Horen* erlassene Verbot politischer Diskurse muß man also recht verstehen im Hinblick auf Implikationen, die Schiller nicht hier,⁵⁰ doch immerhin in den ästhetischen *Briefen* ein Stück weit sichtbar macht. Wenn er der Ästhetik eine Aufgabe anweisen will, die aus der politischen Problematik hervorgeht, kann er nicht um eine Ausholbewegung herumkommen, die von der Politik ausgeht. Was der große Juli-Brief an den Augustenburger entwirft, ziehen die aus ihm entwickelten ästhetischen *Briefe* in eine längere, vom Willen zur Systematik gesteuerte Sequenz auseinander. Der Anschluß an das von der Politik aufgeworfene Ausgangsproblem bleibt auch hier markiert, wenn auch in der Formulierung zurückgenommen. (NA 20, 311f.) Der dritte *Brief* bringt die Betrachtung auf die Ebene von »Staat« und »Gesellschaft«, führt die Unterscheidung eines »Naturstaats« (in dem un schwer der absolutistische Staat von Schillers Gegenwart auszumachen ist) vom »sittlichen Staat« ein, verweist schon auf »einen dritten Charakter« (NA 20, 313ff.), als welcher ganz am Schluß der »ästhetische Staat« in Umrissen

⁴⁹ An den Prinzen von Augustenburg, 9.2.1793 (NA 26, 185).

⁵⁰ Nicht von der Hand zu weisen, daß dabei auch Zensur-Rücksichten mitspielen. Vgl. Peter Weber: Schillers »Horen« – ein zeitgerechtes Journal? Aspekte publizistischer Strategien im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Helmut Brandt (Hg.): Friedrich Schiller / Angebot und Diskurs. Zugänge / Dichtung / Zeitgenossenschaft. Berlin, Weimar 1987, S. 451-463, hier S. 456. – In der Monographie von Günter Schulz, die ihren Gebrauchswert nicht verloren hat, wird daran erinnert, daß Schiller dem Verleger Cotta zunächst seine Zustimmung signalisiert hat für den Plan einer – durchaus politischen – *Europäischen Staaten-Zeitung*, am 14. Juni 1794 aber von diesem Projekt zurückgetreten ist und seine Weigerung zum Ausdruck gebracht hat, an einem ähnlichen je mitzuwirken. Die Motive werden nicht deutlich, so daß Raum bleibt für die These, daß Schiller programmatisch auf die Ästhetik setzt. Vgl. Schulz: Schillers *Horen*. Politik und Erziehung. Analyse einer Zeitschrift. Heidelberg 1960, S. 9f.

erscheinen wird (NA 20, 410ff.). Im vierten *Brief* folgt eine Rückwendung auf die Anthropologie, das Maß einer »vollständigen anthropologischen Schätzung« (NA 20, 316), und es kündigt sich der Gedanke an, daß nur die ästhetische Erfahrung den Menschen als ungeteilt-ganzes Wesen ermöglicht. Der sechste *Brief* beginnt mit der geschichtsphilosophischen Herleitung des in die Anthropologie zurückverfolgten Politik- bzw. Kulturproblems, konfrontiert die Antike (als ein vergangenes und nicht wiederholbares »Maximum«) mit den Zerstückelungen der Moderne. (NA 20, 321ff.)

Das alles konnte Goethe nachlesen, durchdenken und goutieren, als Schiller ihm am 20. Oktober 1794 das Paket mit den ersten neun ästhetischen *Briefen* zusandte. Er hatte Gelegenheit, sich vertraut zu machen mit den Prämissen, der – von Kant abgeleiteten – Methode und der intentionalen Ausrichtung der Abhandlung. Im neunten *Brief* mochte er, mit oder ohne Schillers Hilfe, sein kryptisches »Portrait« entdecken.⁵¹ Kurz zuvor hatte der Autor eine Wegemarkierung angebracht, die auf seinen ersten Leser wie ein Appell gewirkt haben könnte:

Alle Verbesserung im politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen – aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestremt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern. (NA 20, 332f.)

Es ist nichts ersichtlich, was Goethe an dieser Absichtserklärung irritiert haben könnte: Die Skepsis hinsichtlich der Effizienz des politischen Handelns – und nun gar in der Perspektive auf eine moralische Kultivierung – teilte er seit sei-

⁵¹ NA 20, 333f. – Dazu merkt Gaier an, daß sich Goethe »satirisch« gegen seine Stilisierung als »edler Griechenzögling« zur Wehr setze, indem er »einen formlosen unklassizistischen Beitrag« liefere (Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung, S. 260f.). Sogar die unschuldige Erzählprosa kann zum Indiz von Kritik gemacht werden.

nen Weimarer Anfängen⁵² ganz gewiß, und ebenso konnte er sich einverstehen sehen mit der Hochschätzung der Kunst, zumal mit dem klassizistischen Verweis auf die Antike. Das war doch Geist von seinem Geist. Goethe läßt sich nicht in den Zeugenstand stellen von denen, die Schiller, aus welchen Gründen auch immer, den Prozeß machen wollen. Er eröffnet die stattliche Reihe derer, die den ästhetischen *Briefen* Schillers Relevanz und Format attestieren, die Fraktion der Verständigen gegen die Verächter.⁵³ Und er sah sich nun imstande, sein Erzählprogramm in den *Unterhaltungen* nach und nach zu entwickeln und auf Schillers Programm abzustimmen.

III.

Die Initialerfahrung wie dort so hier: Die Politik ist zum Schicksal geworden. Goethes Erzählgesellschaft besteht aus einer deutschen Adelsfamilie, die – mit dem standesüblichen ›Anhang‹, dazu einem alten Geistlichen als »Hausfreund« – die Flucht vor der nachdrängenden französischen Revolutionsarmee angetreten, ihre linksrheinischen »Besitzungen« verlassen und ein Landgut im Rechtsrheinischen aufgesucht hat. Vom Familienoberhaupt, einer verwitweten Baronesse, wird gesagt, sie sei »entschlossen und tätig«, »durch mancherlei Schicksale ausgebildet« (436).⁵⁴ Es liegt nahe, neben dem Persönlichen dabei auch an das Politische zu denken, die besondere Drangsal, der Aristokraten durch die

⁵² Vgl. das sehr resignative Fazit, keineswegs nur aus einer momentanen Stimmung heraus: »In der Jugend traut man sich zu dass man den Menschen Palläste bauen könne und wenn's um und an kömmt so hat man alle Hände voll zu thun um ihren Mist beiseite bringen zu können.« (Goethe an Lavater, 6.3.1780; WA IV, 4, 192)

⁵³ Unmöglich, sie alle hier anzuführen. Unter den philosophischen Analytikern hebe ich hervor: Karl-Heinz Volkmann-Schluck: *Die Kunst und der Mensch. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Frankfurt am Main 1964; Wolfgang Janke: *Die Zeit in der Zeit aufheben. Der transzendente Weg in Schillers Philosophie der Schönheit*. In: Jürgen Bolten (Hg.): *Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung*. Frankfurt am Main 1984, S. 229-260 (zuerst 1967); Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main 1985, S. 59-64. Bemerkenswerte jüngere Arbeiten der Literaturwissenschaft: Hans-Georg Pott: *Die Schöne Freiheit. Eine Interpretation zu Schillers Schrift »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«*. München 1980; Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit*. Bd. 2. München 2000, S. 111ff. (eine sehr profilierte Zusammenfassung, die deutlich markiert, welche Einwände Schillers Theorieniveau unterlaufen).

⁵⁴ Zitate aus den *Unterhaltungen* werden künftig nach MA 4.1 mit Angabe der Seitenzahl im fortlaufenden Text nachgewiesen.

französischen Revolutionäre ausgesetzt waren. Die Baronesse muß die Erfahrung machen, daß die Politik ihre Familie auch weiterhin heimsucht:

O ihr Menschen, wird die Not, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltsam losdringen? könnt ihr an euch selbst nicht so arbeiten, und ihr euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüter nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen? (446)

Die Einreihung der »Weltbegebenheiten« in andere zerstörerische Naturvorgänge ist charakteristisch. Wie in der Natur scheinen in der Politik Kräfte am Werk, die »blind« und unbeherrschbar walten. Nur das Eindringen in den Familienkreis gilt es zu verhindern: durch Arbeit an sich selbst, durch die Einhaltung von Maß und Vernunft in der geselligen Kommunikation. Der Hofmeister hat die Baronesse genau verstanden, wenn er auch im Namen der anderen zu »zeigen« verspricht, »daß wir Gewalt über uns haben« (446). Es ist nicht zu vermeiden, daß »Gewalt« von außen drängt (und manchmal auch von innen: aus der eigenen Natur). Doch es verträgt sich nicht mit einer kultivierten Kommunikation, diese »Gewalt« zügellos hervorbrechen zu lassen.

Das ist geschehen in dem Streit zwischen Karl und dem Geheimerat, Parteigänger der Revolutionäre der eine, »dem alten System zugetan« (442) der andere. Der Streit und die Kontrahenten werden objektiv dargestellt, ohne deutliche Begünstigung des einen und Herabsetzung des anderen durch den Erzähler, freilich auch mit ironischen Beschreibungselementen, wenn es z.B. von Karl heißt, er habe »nicht [...] etwa eine Geliebte« im Linksrheinischen »zurückgelassen«: »er hatte sich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte [...]« (438)⁵⁵ Dem Geheimerat, im Fürstendienst

⁵⁵ Die Figurenzeichnung enthält keine maliziöse Anspielung auf Schiller, obwohl die Sottise des Geheimerats – die freilich Figurenrede bleibt – »über junge Leute die einen Gegenstand zu idealisieren geneigt seien« (444) – und Goethes später ironisch auf Schiller gemünzte

stehend, wird zwar nachträglich eine geradezu archivalische »Menschen- und Welt-Kenntnis« (446), gleich bei seiner Einführung aber auch eine Neigung zur Hypochondrie attestiert (441). Der Streit erhitzt sich, Karl läßt sich zu beleidigenden Worten gegen den Geheimerat hinreißen, dieser bricht seinen Besuch abrupt ab, und der Skandal ist da. Der großpolitische Streit hat den privaten Zirkel erreicht und Mitglieder der »guten Gesellschaft« entzweit, den »unreinen Parteigeist«⁵⁶ mit Heftigkeit zum Ausdruck gebracht.

Schiller hat sich, daran gibt es nichts zu deuteln, mit diesem in der Rahmenerzählung eskalierenden politischen Streit zwischen einem Vertreter des ancien régime und einem Sympathisanten der Revolution schwer getan. Nach der Lektüre des Manuskripts gibt er Goethe »zu bedenken«, ob er nicht den Geheimerat (also nicht auch Karl) durch das »Gewicht«, das er seiner Meinungsäußerung gibt, das Gelübde auf »Keuschheit in politischen Urteilen« habe verletzen lassen, das schließlich den *Horen* in der »Annonce« – also der »Ankündigung« – als Grundregel vorangestellt worden sei.⁵⁷ Freund Körner wird einige Tage später, weniger diplomatisch, die Einschätzung mitgeteilt, die Eröffnung der Rahmenerzählung im ersten Stück der *Horen* habe ihn »keineswegs befriedigt«

Formel vom »Evangelium der Freiheit« (MA 12, 97) einen solchen Gedanken nahelegen könnten. Wenn hier an ein reales Vorbild zu denken ist, dann mit großer Wahrscheinlichkeit an Georg Forster, den Goethe 1779 in Kassel und noch 1792 in Mainz besucht und mit dem er in lockerem Briefwechsel gestanden hatte. Forster war am 11. Januar 1794 im Alter von 39 Jahren als Deputierter des Rheinisch-deutschen Nationalkonvents in Paris gestorben. Goethe schrieb am 17. Februar 1794 an Sömmering: »So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen! wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.« (WA IV, 10, 142) Auf Forster, der 1792 nach der Eroberung von Mainz dem Jakobinerklub beigetreten war (also zu den »Clubbisten« gehörte [442]), verweist nicht bloß Karls Revolutionsbegeisterung und das Gegenargument des Geheimerats, die deutschen Parteigänger der Franzosen müßten »verblendet« sein, wenn sie auf deren Solidarität setzten (442), sondern auch das Interesse an Reisen und Reiseberichten, das ihm die Baroness zuspricht (450). Erstaunlich, daß diese Zusammenhänge in der Forschung keine Rolle spielen.

⁵⁶ Schillers ausgrenzende Formulierung in der »Ankündigung« der *Horen* (NA 22, 106).

⁵⁷ Schiller an Goethe, 29.11.1794 (MA 8.1, 40f.). – Schiller fürchtet auch, obwohl er natürlich den Unterschied zwischen »Autor« und »Interlocutor« kennt, daß man die fiktionale Rede des Geheimerats dem realen Geheimerat zuschreiben könnte, der als Verfasser zu erkennen sein dürfte (trotz der verabredeten Anonymisierung). Sein Bedenken bezieht sich auf eine Frühfassung des ersten Teils der *Unterhaltungen*, an der Goethe daraufhin noch korrigiert hat (vgl. an Schiller, 2.12.1794; MA 8.1, 42). Wild behauptet in seinem Kommentar, daß Goethe »nur wenig« geändert habe (MA 4.1, 1043). Woher weiß er das?

und sei ein »Unglück«. ⁵⁸ Möglich, daß hinter diesem Dissens auch politische Differenzen der literarischen Koalitionäre stecken. Ganz sicher aber, daß Schiller hauptsächlich deshalb Anstoß daran nahm, den politischen Parteienstreit in seine Zeitschrift eindringen zu sehen, weil er diese eben auf die Linie der Politik-Abstinenz festgelegt hatte. ⁵⁹

Dennoch stützt diese Auseinandersetzung nicht die These, daß Goethe dem in seinem »Dogmatismus« durchschauten Ästhetiker Schiller »die notwendige dialektische Antithese« entgegensetzen wollte. ⁶⁰ Es handelt sich nämlich um ein analoges Vorgehen, differierend allerdings gemäß den unterschiedlichen Konditionierungen der Gattung, denen zufolge der Erzähler andere Mittel (Figuren, Handlungen und Reden) einsetzen muß als der problemexpositorisch verfahrenende Ästhetiker. Der Streit zeigt eigentlich ganz im Sinne der *Horen*, was der »Parteigeist« anrichtet. Goethe vollführt wie Schiller in den *Briefen* jene Ausholbewegung, die das politische Problem der Epoche als eine herausfordernde Schicksalsgewalt sichtbar macht, die noch die gesellige Kommunikation zerbrechen läßt, um dagegen – nun wirklich »dialektisch« – die Kulturleistung der *gelingenden Verständigung* zu setzen. Wenn »der politische Diskurs« nach dem warnenden Exempel »vermieden« (441) – und somit der Anschluß an das Programm der *Horen* auch dem Buchstaben nach erreicht – werden kann, bleibt den »Ausgewanderten« noch genug Stoff für die Kommunikationskultur. Die Baroness fächert eine breite Themenpalette auf: Reiseerzählungen, Historie, Gedichte, die »unbefangenen [!] philosophischen Betrachtungen«, schließlich – diese persönliche Präferenz gestattet sich der Autor – Naturbeobachtungen, die die Mitglieder der Gesellschaft auf »den großen Zusammenhang aller existierenden Geschöpfe« führen können. (450) Das Politische soll ausgeschlossen bleiben, damit die von ihm ausgehende Irritation »bewältigt« werden kann. Es bleibt aber als Ausgangsproblem wie bei Schiller

⁵⁸ Schiller an Körner, 5.12.1794 (NA 27, 98).

⁵⁹ Johann Friedrich Reichardt, revolutionsfreundlich gesinnt, ließ sich in seiner Rezension der *Horen* (in: *Deutschland*, 1796) das Abweichen der *Unterhaltungen* von dieser Linie nicht entgehen (vgl. MA 4.1, 1065f.).

⁶⁰ So Gaier: Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung, S. 231.

implizit gegenwärtig. Schon mit der auf die »bürgerliche Verfassung« gemünzten Metapher vom »Schiff« hatte die Baronesse diesen Zusammenhang angedeutet: »[...] in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann [...]« (439)

Es geht um die Einübung – oder Erneuerung – einer Gesprächskultur, die auf den Namen »gesellige Bildung« hört (448).⁶¹ Sie fordert Arbeit des Einzelnen an sich selbst, Takt, »Schonung«, »Entsagung«, Aufopferung von unverträglichen »Eigenheiten«, Konsensbereitschaft. Ihre Umschreibung läßt, sozialgeschichtlich gesehen, die Orientierung an der Adelskultur deutlich hervortreten, nicht anders als bei Wilhelm Meister, wenn er darlegt, warum ihn sein Bildungstrieb zum Theater führt,⁶² nicht anders auch als bei Schiller, dessen Ästhetik bekanntlich ohne die Adelskultur nicht zu denken ist. Vor allem: Das Kulturziel »gesellige Bildung« bei den »Ausgewanderten« läßt sich nicht antithetisch gegen Schillers Konzept einer »ästhetischen Erziehung« ausspielen. Denn dieses ist nicht apolitisch, realitätsentrückt oder illusionsbehaftet, wie es ältere und neuere Einwände unterstellen, sondern zielt über die Kultivierung des Einzelnen durchaus auf die gesellschaftliche Kultur, gemessen am Ist-Zustand des »Naturstaats« qua Fürstenabsolutismus sogar auf eine gesellschaftliche Erneuerung.⁶³ Noch das kühne Gedankengebilde des »ästhetischen Staats«, das zunächst »die Gemeinschaft der ästhetischen Erfahrenden«⁶⁴ aufruft, unterhält Beziehungen zu der in Goethes Erzähltext anvisierten Kommunikationskultur. Denn deren Kennzeichen, die »gesellige Schonung« (449), geht in das »Grundgesetz« des »ästhetischen Staats« ein: Wenn es gelänge, in der gesellschaftlichen Praxis »Freyheit zu geben durch Freyheit« (NA 20, 410),

⁶¹ Vgl. dazu knapp, aber prägnant Gert Ueding: Gesprächsgesellschaft in Utopia. Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. In: Ders.: Aufklärung über Rhetorik. Versuche über Beredsamkeit, ihre Theorie und praktische Bewährung. Tübingen 1992, S. 125-137, ferner ausgreifend auf den Kontext einer seit 1760/70 feststellbaren Dialogkrise, in dem sich die *Unterhaltungen* als »Apologie des Dialogs« verstehen ließen, Niekerk: Bildungskrisen, S. 111ff., Zitat: S. 117.

⁶² Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre V/3 (MA 5, 288ff.). – Der Brief an Werner, der diese Bekenntnisse enthält, wird freilich in das Romanganze ironisch integriert, da er durch die Theatererfahrungen im Grafenschloß eigentlich schon widerlegt ist.

⁶³ Vgl. das nachdrückliche Votum von Alt: Schiller. Bd. 2, S. 144f.

⁶⁴ So Engel: Der Roman der Goethezeit, S. 235.

dann wäre es für die ästhetisch gebildeten Individuen nicht mehr nötig, »fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten«. ⁶⁵

Der literarische Dialog, den Goethe in den *Unterhaltungen* mit Schiller führt, zeigt in der Rahmenhandlung Nachfolge, Anknüpfung und – in der Hauptsache – das Bemühen um Konvergenz. Weit entfernt von feindseligen Absichten, eine Antithese zu Schiller zumindest zu konnotieren, arbeitet Goethe mit epischen Mitteln einen komplementären Entwurf zu Schillers Ästhetik aus. Es ist nun an Beispielen zu verdeutlichen, wie die Binnenovellen und das abschließende »Märchen« den Dialog mit Schiller fortführen.

IV.

Sieben Geschichten kommen zusammen, von denen vier auf den Geistlichen, zwei – die Bassompierre-Geschichten – auf Karl und eine auf Friedrich entfallen. Vermutlich hat Goethe im Zuge der Ausarbeitung an eine größere Anlage gedacht, die die Polyphonie der Erzählerstimmen noch vermehrt hätte (um den Hofmeister, Luise, vielleicht auch die Baronesse). Haupterzähler und kluger, bisweilen ironischer Lenker der erzählpoetischen Verständigung ist der Geistliche, dessen Duktus Autorschaft assoziieren läßt. ⁶⁶ Wenn er die Erzählungen auf »Privatgeschichten« festlegt – und näherhin auf »Empfindungen«, die

⁶⁵ NA 20, 412. – Vgl. schon im ersten *Brief* in einem Relikt der ursprünglichen personalen Zuschreibung an den Augustenburger die Versicherung: »[...] die Freyheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn.« (310) Den Gedanken hat Schiller erstmals in der »Elementarästhetik« der Kallias-Briefe formuliert, und zwar am Beispiel des englischen Tanzes: »das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen.« (An Körner, 23.2.1793; NA 26, 217).

⁶⁶ So meint Peter Pfaff, auch auf eine vermeintliche Antithese Goethes zu Schiller (und in der Konsequenz auf einen Widerspruch der Erzählpoetik zum »idealistischen Kunstkonzept« des neunten *Briefs*) festgelegt, in dem alten Geistlichen ein ironisches Selbstporträt Goethes – als Antwort auf das Porträt im neunten *Brief* – identifizieren zu können (Das *Horen-Märchen*, S. 322). Anders in diesem Punkt Gaier (Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung, S. 250f.). – Näher liegt es wohl, an den schicksalslenkenden Abbé des *Wilhelm Meister* und an ein komplementäres Ineinanderspielen beider zeitgleich konzipierter Figuren zu denken. Auch der Geistliche der *Unterhaltungen* ist weltkundig, lebenserfahren wie der Abbé, allerdings im Unterschied zu diesem katholisch (vgl. MA 4.1, 516): was man (aus der Beheimatung in der Rheinregion motiviert?) außerhalb dieser Selbstauskunft seinem Auftreten und Erzählen nicht anmerkt. Zum Abbé (»die ideelle Verkörperung geselliger Bildung«) vgl. Dietrich Jöns: Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. Poetisch-poetologische Be-

»Männer und Frauen« verbinden oder entzweien, glücklich oder unglücklich machen, also auf Liebesgeschichten –, dann stellt die damit verbundene Absage an die »Weltbegebenheiten«, die ihn nur »verwirren«, den Anschluß an die Politik-Ausschließung der *Horen* her. (453f.)

Die Anordnung der Erzählungen ist steigernd. Der Geistliche beginnt »mit einem leichten Nachtische« (456), nämlich mit einer Geschichte (der vom Klopffeist), die mit dem Hang des Publikums – und auch der gegenwärtigen Erzählgesellschaft – zum Gespensterhaften, Wunderbaren spielt: Gelegenheit, die oft beschriebene Diskrepanz zwischen Erzählform und Publikumsrezeption vorzuführen, die bekanntlich nicht allein zu Zeiten der Weimarer Klassik im »stoffartigen Interesse« (Schiller) bleibt. Allerdings nötigt das Überspringen der Wundererscheinung auf die Rahmenebene – das Zerspringen des Schreibtischs – zu Bedeutungsspekulationen. (470f.)⁶⁷

Erst als die Baroness am folgenden Tag zur Gesellschaft stößt, etabliert sich ein literarisch anspruchsvolleres Niveau. Es ist die Baroness selbst, die zu verstehen gibt, was eine gute »Geschichte« in »guter Gesellschaft« auszeichnen müßte. Ihre ästhetische Ausmünzung der Adelskultur schiebt alles beiseite, was nur das »stoffartige Interesse« bedient, und verweist, indem sie das Thema (»Gegenstände«) des Erzählens in die Beliebigkeit stellt, auf den Vorrang der »Form«. (476) Das entspricht aufs Haar der Kunstlehre Schillers in den ästhetischen *Briefen*, dem berühmten Diktum, daß in »einem wahrhaft schönen Kunstwerk [...] der Inhalt nichts, die Form aber alles thun (soll)«, und dem Folgerungssatz, »das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters« bestehe darin, »daß er den Stoff durch die Form vertilgt« (NA 20, 382). Das »Märchen« wird,

trachtungen. In: Rudi Schweikert (Hg.): Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Stork aus Anlaß seines 75. Geburtstages. St. Ingbert 1999, S. 151-174, hier S. 159ff., Zitat: S. 161.

⁶⁷ Vgl. dazu die geistvolle wissenschaftliche Fortführung von Jürgen Söring, der die »These« plausibel zu machen versucht, »daß die [...] Gespenstergeschichten gleichsam ein leise ironisches Nachbeben jener Erschütterungen darstellen, die die Große Französische Revolution hervorgerufen hat«. Söring: Die Verwirrung und das Wunderbare in Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 100 (1981), S. 544-559, Zitat: S. 549.

wiederum in Korrespondenz zu Schillers Ästhetik, eine weitere Steigerungsform folgen lassen.

Die Prokurator-Geschichte erhält von der Baroness »den Ehrentitel einer moralischen Erzählung«, deren Typus der Geistliche im anschließenden Rahmengespräch streng kantianisch auf den Begriff bringt: »Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Bessern, selbst gegen seine Neigung, zu handeln.« (495) Nur in der Brechung, der Überwindung einer ursprünglichen »Neigung« – z.B. in Lebensgefahr der Furcht für den Furchtsamen – sei moralische Qualität zu erfahren und darzustellen. Das will Luise nicht in den Kopf. Und doch stellt diese Form des Erzählens exakt den Anschluß her an das – vom Hofmeister – der Baroness gegebene Versprechen, es gelte zu »zeigen, daß wir Gewalt über uns haben« (446), und das schließt aus, daß die Leidenschaft – die politische, aber auch die erotische – ungehemmt ausagiert wird und die gesellschaftliche Kommunikation zerstört. Genau davon handelt die Prokurator-Geschichte: von der »Gewalt« und ihrer moralischen Bändigung.

Der Stoff, den Goethe aus den *Cent nouvelles nouvelles* (1486) aufgenommen hat,⁶⁸ legt eine Behandlungsart nahe, die komische, ja schwankhaft-derbe Züge heraustreibt. Ein 50jähriger reicher »Handelsmann« entdeckt auf seine älteren Tage, daß »das schöne Geschlecht« nicht nur dazu da ist, ihm seine Waren abzukaufen (477), und schickt Emissäre aus, sich »nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen«, macht sich auch selbst auf die Suche und heiratet schließlich eine 16jährige Schöne (479). Das ist eine Komödienexposition par excellence, die allerhand Lustig-Lustvolles erwarten läßt, zumal der Ehemann nach einem Jahr das häusliche Leben doch wieder verläßt und erneut eine Schiffsreise antritt. Doch die Erzählung entwickelt die scheinbar angebahnte Typenkomik nicht weiter, sondern wendet sich ins Ernste, wenn sich

⁶⁸ Zu Goethes Quellenbeziehung im einzelnen vgl. Theodore Ziolkowski: Goethe's »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«: A Reappraisal. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 50 (1958), S. 57-74.

der »Handelsmann« fragt, ob es angängig ist, erst »um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen«. (481) Und ernsthaft beredet er das Problem auch mit seiner jungen Ehefrau, stellt ihre Liebesbedürfnisse durchaus in Rechnung, wenn er in einer längeren Abschiedsrede (wobei er ihr zweimal die protestierende Zwischenrede abschneidet) erklärt:

Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam; sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. (483)

Der Ton mag väterlich-belehrend klingen (bei dem Altersunterschied kein Wunder), doch läßt sich daraus nicht ableiten, der Ehemann verstehe nichts von der Liebe und den Wünschen einer jungen Frau.⁶⁹ Er erkennt das sexuelle Bedürfnis als eine unhintergehbare und berechtigte Triebnötigung der »Natur« ausdrücklich an. Fortan wird, in Korrespondenz mit dem Ausgangsproblem und der Rahmenhandlung der *Unterhaltungen*, in der Prokurator-Geschichte die »Liebe« als ein Phänomen der »Gewalt« behandelt: als ein Zwang, der nicht von außen sondern von innen kommt.⁷⁰ Der Ehemann argumentiert ähnlich wie Egmont im berühmten Wagenlenker-Gleichnis: Der Wagen »unsers Schicksals« ist in seinem Lauf nicht zu steuern, der Lenker kann allenfalls »vom Steine hier, vom Sturze da« die Räder weglenken (MA 3.1, 276f.). Die allein gelassene junge Ehefrau wird die »Liebe« nicht entbehren, aber doch – dies sein Rat – bei der Partnerwahl wählerisch vorgehen können, auf »Ehre« und Diskretion bedacht einem wahren »Freunde« den Vorzug gebend vor »den

⁶⁹ So argumentiert Sigrid Bauschinger in ihrer ansonsten instruktiven Studie, wenn sie behauptet: »Was Liebe bedeutet, davon ahnt er nichts.« Allerdings gleitet sie in einen Widerspruch hinein, wenn sie wenig später von den »Gefühlen« der Ehefrau aussagt, daß sie »ihr von ihrem Mann so deutlich beschrieben« worden seien. Also »ahnt« er wohl doch etwas. Vgl. Bauschinger: *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795). In: Paul Michael Lützeler, James E. McLeod (Hg.): *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*. Stuttgart 1985, S. 134-167, hier S. 153.

⁷⁰ Anders gewendet, nämlich auf ein emphatisches Geschwisterverhältnis bezogen, stellt sich die Semantik von »Gewalt« in der *Iphigenie* dar. Vgl. Verf.: *Die Geschwister und der König. Zur Psychologie der Figurenkonstellation in Goethes »Iphigenie auf Tauris«*. In: XIX. internationales Symposium deutsch-italienischer Studien: »Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832): Zur 250. Wiederkehr des Geburtstages«. (Monographische Reihe der Akademie deutsch-italienischer Studien). Meran 1999 (recte: 2000), S. 104-125, hier S. 108f.

leichtsinnigen Knaben«, die die Affäre in der Stadt herumposaunen würden. (483f.)

So tritt der junge »Prokurator« in das Blickfeld der jungen Schönen, durch die Bezeichnung ausgewiesen als Anwalt, Sachwalter, Rechtsvertreter, doch im Wortsinn auch als einer, der sich einer Angelegenheit besorgend annimmt. »Ihre Neigung«, heißt es, »ward täglich lebhafter, und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam.« Nicht nur der Erzähler – also der Geistliche – knüpft damit explizit an die Abschiedsrede des Ehegatten an, sondern auch die Schöne selbst, wenn sie sich einredet: »Töriht, wer die Gelegenheit ver-säumt, töriht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will!« (487) Die alterna-tive Möglichkeit des Widerstehens wird nur vom Erzähler genannt, von der Triebbetroffenen aber überspielt. Dann kommt es, von ihr veranlaßt, zum Be-such des jungen Mannes, und zur lockenden Bekundung ihrer Geschlechtsbe-reitschaft in der Metapher vom »Garten voll schöner Früchte«. (489) Doch der Prokurator widersteht, entwindet sich ihr mit einer Semantik, die ihr wohlver-traut ist: Er sei »gezwungen«, sich von ihr »zu entfernen« und sich damit »die größte Gewalt anzutun«. (490) Es folgt der Bericht über das »Gelübde«, das ihn zur Enthaltbarkeit gegenüber allen Genüssen zwingt.

Natürlich handelt es sich dabei um eine List, um einen pädagogischen »Betrug«, zudem um eine nicht gerade sonderlich plausible Erfindung, wenn anders eine Fastenkur kaum geeignet sein dürfte, einem durch eine schwere Krankheit ge-schwächten Körper wieder aufzuhelfen. Dennoch geht man in die Irre, wenn man dem Prokurator wegen mangelnder Aufrichtigkeit unmoralisches Verhal-ten zur Last legt. Er will die Gegengewalt zur Triebnötigung in der jungen Schönen wecken und überredet sie zum Mitfasten, weil es sie in eine Situation zu bringen gilt, in der sie nicht trieb-, sondern selbstbestimmt, also frei, han-deln kann. Es kommt darauf an, daß sie diese Kraft zur Selbstbestimmung in sich auch entdeckt und entwickelt, und wenn die Schwächung des Körpers da-zu verhilft, dann ist dieser Zustand moralisch zweckmäßig wie auch die List, die ihn herbeigeführt hat. So kommt die junge Frau physisch geschwächt, aber

moralisch erstarkt dem ganzen Zusammenhang auf die Spur und stattet dem begehrten Mann, der sich ihr entzogen hat, ihren Dank ab:

Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben [...] Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsre heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrtum und Hoffnung geführt, aber beide sind nicht mehr nötig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen *Ich* bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange bis es die Herrschaft im Hause erhält, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. (494)

Man findet diesen Passus, der schließlich das Resultat einer moralischen Anstrengung in gehobenem Formulierungsniveau bietet, häufig zitiert, paraphrasiert oder interpretiert.⁷¹ Nicht ein einziges Mal erhält er jedoch, soweit sich das feststellen läßt, den zugehörigen Quellenindex. Diesen kann man ohne große Mühe bei Schiller auffinden, und zwar im vierten ästhetischen *Brief*: »Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlichen Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.«⁷² Auf diese transzendentalphilosophische Referenz geht

⁷¹ So von Fricke, der die Wendung vom »Ich« auf »das unbewußt Mächtige und Heilkräftige der sittlichen Natur vor der bewußten ethischen Willensentscheidung« zurückführt und so auf die gewohnten Goethe-Geleise bringt (Zu Sinn und Form von Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, S. 291f.). Auch Bräutigam läßt sich, wenn er meint, daß es »der durch die Hungerkur ausgezehnte Körper« sei, »der die sinnlichen Neigungen der schönen Kaufmannsfrau diszipliniert«, die besondere Pointe – nämlich die Ich-Entdeckung – entgegen; die etwas vage Ironie-Unterstellung müßte schon durch Nachweis des Ironie-Signals belegt werden (Die ästhetische Erziehung der deutschen Ausgewanderten, S. 531). Robin A. Clouser löst die »Ich«-Passage ins Allgemeine auf: sie zeige ein »concept of mastery« und »Goethe's distillation of the essence of all morality tales« (Love and Social Contracts. Goethe's *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. Bern, Berlin, Frankfurt am Main, New York, Paris 1991, S. 168). Niekerk deutet Zweifel an, ob die Geschichte tatsächlich eine sittliche Autonomie demonstriere: »Die Protagonistin ist nichts als ein Versuchsobjekt der pädagogischen Experimente zweier Männer.« (Bildungskrisen, S. 104). Das geht an der Sache vorbei. Es ist der Erzählung auch nicht darum zu tun, diese sittliche Autonomie an Beispielen vorzuführen, sondern die Kaufmannsfrau in den Stand zu setzen, sie als Möglichkeit in sich zu *entdecken*.

⁷² NA 20, 316. – Weil Gaier den Zusammenhang nicht erkennt, befindet er, der »ideale Mensch« – also das transzendente Subjekt – bedeute eine »Überforderung des Individuums, die Schillers ganzes Erziehungsprogramm unrealisierbar macht« (Soziale Bildung gegen ästhetische Erziehung, S. 254). Mag sein. Mißlich aber für den Interpreten, daß er damit gegen seine Absicht auch Goethe herabsetzt, der nun einmal die Entdeckung der trans-

die Rede vom »guten und mächtigen *Ich*« in Goethes Prokurator-Geschichte. Das bedeutet: Über Schiller und Fichte⁷³ hält Kants transzendentes Subjekt Einzug in Goethes Erzählung: jenes apriorische Konstrukt des Ich, das wir nach Kant ansetzen müssen zum einen, um die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis einsehen zu können, zum anderen, um die Bedingung der Möglichkeit moralischen Handelns zu begreifen. Gelänge moralisches Handeln ohne Einschränkung, dann fielen das transzendente und das empirische Subjekt zusammen.

Die Geschichte der jungen Frau, deren Liebesverlangen mit List umgelenkt worden ist, ist auf die Entdeckung dieser Instanz im eigenen Ich hinerzählt. Der Ehemann hat ihr mit der Konzession von der »Gewalt« der eigenen »Natur« nur die halbe Wahrheit gesagt, der Prokurator läßt sie die ganze Wahrheit entdecken. Indem sie die moralische »Gewalt« gegen die »Gewalt« der eigenen Naturnötigung setzen kann, erreicht ihre Geschichte unter dem Geleit von Kant und Schiller das Format der »moralischen Erzählung«. Zugleich gibt sie ein Beispiel der für den sozialen Zusammenhalt notwendigen »Entsagung« des Individuums, an der es Karl in seinem politischen Streit hatte fehlen lassen.

zendentale Subjektivität zum Zielpunkt seiner Geschichte gemacht hat. Aufgenommen, dann aber nur mit dem »Märchen« in Beziehung gesetzt, wird Schillers Rekurs auf »den reinen idealischen Menschen« von Rudolf Geiger: *Goethes Märchen. Bilder einer konkreten Utopie*. Stuttgart 1993, S. 35; 38; 124.

⁷³ Schiller verweist selbst auf Fichtes *Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* (Jena, Leipzig 1794), in denen »das reine Ich« als »das eigentlich Geistige im Menschen« ausgewiesen wird. Johann Gottlieb Fichte: *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*. Hg. von Fritz Medicus. Bd. 1. Darmstadt 1962, S. 217-274, hier S. 222. – In dieser Schrift finden sich einige Anbahnungen für Schillers Verfahren in den ästhetischen *Briefen*, so schon die für die Verbindung der beiden »Grundtriebe« (der »Stofftrieb« heißt in den *Horen* noch »Sachtrieb«) wichtige Idee der »Wechselwirkung« (ebd., S. 233ff.; 243) und die Absetzung der transzendentalen Methode von der Evidenzebene des »gesunden Menschenverstandes« (ebd., S. 230). Das könnte Schiller auf den »transcendentale[n] Weg« (NA 20, 341) gebracht haben. Um so stärker fällt ein Schatten auf Schiller, wenn man ihn kurze Zeit später mit Fichte brechen sieht, dem Denker, dem er wirklich einiges verdankt, aus Motiven, die sich im Lichte einer unvoreingenommenen Prüfung nicht erfreulich ausnehmen. Vgl. Schiller an Fichte, 24.6.1795 (Konzept); NA 27, 200ff., und Schiller an Goethe, 6.7.1795; MA 8.1, 89f., und zum ganzen Komplex Schulz: Schillers *Horen*, S. 50ff.; Wolfram Högbe: Schiller und Fichte. Eine Skizze. In: Bolten (Hg.): *Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung*, S. 276-289; Weber: Schillers »Horen« – ein zeitgerechtes Journal?, S. 457ff.; Alt: Schiller. Bd. 2, S. 135ff.; 180ff.

Nicht anders die folgende Geschichte Ferdinands, als moralische Erzählung dem von der Baronesse geschätzten Typus der »Parallelgeschichten« zugehörig, wiederum ein »Familiengemälde«, diesmal aber aus dem heimatlichen Nahbereich (496f.) eine Liebesgeschichte, die geradezu schulmäßig vorführt, wie ein junger Mann aus »Neigung« zu einem kapriziös-attraktiven Mädchen seinen moralischen Halt verliert und durch eine moralische Anstrengung wiedergewinnt. Aus Liebe zu Otilie – eines »der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt«, »diese Zierde der Gesellschaft« (499f.)⁷⁴ – wird Ferdinand, der durch Aufmerksamkeiten Eindruck machen will, zum Dieb. Der Erzähler entwirft diese Geschichte einer moralischen Verirrung in einer Weise, als wollte er Kant für eine Neuauflage der *Kritik der praktischen Vernunft* (1788) ein weiteres Exempel zuleiten.

Dreimal erscheint beim Beginn der Liebesgeschichte in kurzer Folge das Wort »Neigung«, ganz im Sinne Kants und auch Schillers eingesetzt als die von der sinnlichen Natur ausgehende Verführung, die Ferdinands »Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte« (499)⁷⁵. Die bedenklichen Folgen erscheinen in der Perspektive des Erzählers deutlich markiert: Ferdinand verirrt sich in »Sophistereien« (501), legt sich »künstliche Argumente« zu fadenscheiniger Rechtfertigung zurecht (503) und muß schließlich selbstkritisch bilanzieren, auf die abschüssige Bahn zum »Verbrechen« geraten zu sein. (510f.) Die intertextuellen Verweise auf Schiller sind eigentlich nicht zu übersehen, werden aber von der Forschung ignoriert. Wenn es von Ferdinand heißt, »seine Lebhaftigkeit und Anmut« hätten sich »in

⁷⁴ Den autobiographischen Hintergrund dieser nicht auf eine Vorlage zurückgehenden Geschichte bildet, ziemlich deutlich und daher gelegentlich auch vermerkt, Goethes Beziehung zu Lili Schönemann, der Frankfurter Braut von 1775. Die Benennung des jugendlichen Liebhabers durch den Erzähler – »den ich Ferdinand nennen will« (ebd., S. 497) – deutet nicht nur auf den Anfang der *Wahlverwandtschaften* voraus, sondern läßt auch Raum für einen anderen Namen. Der ausgenüchterte Blick auf Otilie gewahrt ein kokettes, seine »Reize« kalkulierte einsetzende Wesen, bei dem »selten [...] etwas aus dem Herzen kam« (ebd., S. 514). Die autobiographische Implikation ist auch deshalb nicht ganz unerheblich, weil von Lili eine Namensspur zur »Lilie« des »Märchens« geführt haben kann.

⁷⁵ Vgl. bei Kant die Umschreibung der aus der Sinnlichkeit aufsteigenden Neigung als »pathologische Liebe«. Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*. Hg. von Karl Vorländer. Hamburg 1959, S. 97.

ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt« (503), so führen von dieser Konstatierung zwei Spuren zu Schiller: einmal auf die ästhetischen *Briefe*,⁷⁶ sodann auf die vorangegangene Abhandlung *Ueber Anmuth und Würde*, die Goethe in einem anderen und späteren Zusammenhang eher als Hindernis auf dem Wege der Annäherung zu Schiller hingestellt hat.⁷⁷ Nichts davon hier: Der Erzähler opponiert nicht gegen Schiller, nimmt allerdings – in strenger Orientierung an dem Typus der »moralischen Erzählung« – auch nicht dessen Versuch auf, gegen den Rigorismus der Kantischen Pflichtethik aufzubegehren. Keine Sympathie mit den »Kindern des Hauses« lenkt ihn von dem Bestreben ab, den jungen Ferdinand als »Knecht« seiner Liebesleidenschaft vorzuführen.⁷⁸ Wenn diese auch »Trieb« genannt wird, nimmt Goethe wiederum eine sprachliche Anleihe bei Schiller vor.⁷⁹

Ferdinands Geschichte tritt in die entscheidende Wendung, wenn er selbst von den »Sophistereien« als den Gespinsten seiner Liebesneigung abzurücken vermag, wenn »die gute Seele« in ihm »die Oberhand zu gewinnen« scheint. (504) Das ist nichts anderes als das Bekanntwerden »mit dem guten und mächtigen *Ich*« am Ende der Prokurator-Geschichte, diesmal ohne die Unterstützung einer pädagogischen List von außen. Ihn erfüllt »die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann«, insofern »er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und los macht«, so daß er als jemand,

⁷⁶ Dort werden zwei Möglichkeiten genannt, wie sich der Mensch – nach dem Maßstab der »vollständigen anthropologischen Schätzung« – selbst verfehlen kann: als »Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören« (NA 20, 318). Der »Wilde« ist nur Zögling der »Natur« ohne versittlichende Kultur: in dieses Zeichen wird Ferdinand gestellt.

⁷⁷ Vgl. die autobiographische Aufzeichnung *Glückliches Ereignis* (MA 12, 87 und 89).

⁷⁸ Im Hinblick auf Schillers Frage (in *Ueber Anmuth und Würde*) an die Adresse des allzu strengen, da keine moralische Kultivierbarkeit der »Neigungen« zugestehenden Kant: »Womit [...] hatten es die *Kinder des Hauses* verschuldet, daß er nur für die *Knechte* sorgte?« (NA 20, 285). Vgl. Kants abschneidendes Diktum: »Neigung ist blind und knechtisch, sie mag nun gutartig sein oder nicht [...]« Kant: Kritik der praktischen Vernunft, S. 136.

⁷⁹ Vgl. MA 4.1, 502 und Schillers akzentuierten Begriff des »Triebes« schon im ersten, Goethe beim Beginn der Abfassung der *Unterhaltungen* vorliegenden Konvolut der *Briefe* (NA 20, 315; 319; 330f.; 335). Zur philosophischen Herkunft von Schillers »Trieblehre« (bei Reinhold und Fichte) jetzt eingehend Alt: Schiller. Bd. 2, S. 132ff. Zu Goethes Wortschatz gehört der »Trieb« zwar auch, doch ein sprachliches Heimspiel bestreitet er damit nicht. Faustens Polarität der »Trieb[e]« (V. 1110ff.; MA 6.1, 565) bietet einen der wenigen einschlägigen Belege und ist möglicherweise auf die Schiller-Rezeption zurückzuführen.

der sich in der Überwindung des Bösen zum Guten durcharbeitet, sogar in das Licht des Heroischen rückt. (507f.) Des weiteren wird von Ferdinand nach dem Vollbringen seiner moralischen Leistung durch Einsicht und Praxis (er hat das gestohlene Geld ersetzt) gesagt: »Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessieren und sich dessen Beistand versprechen könne [...]« (513)⁸⁰ Die Lehre, die die Baronesse aus der Geschichte Ferdinands zieht, stellt den Zusammenhang mit dem Rahmendiskurs explizit her: »so komme auch in einem Reiche alles auf die exekutive Gewalt an« (516) – womit sie zugleich auf die in Schillers *Briefen* exponierte Staatsproblematik verweist.⁸¹

Das nachgelieferte, von der Erzählgesellschaft erzwungene »Ende« der Geschichte ist nicht ohne Ironie erzählt, treibt ein Spiel mit der Publikumserwartung wie frühere Geschichten des Geistlichen auch.⁸² Die »moralische Erzählung« ist mit dem Sieg der sittlichen »Kraft« über die Verlockungen der »Neigung« eigentlich »schon aus«. (513) Was noch folgt, ist Konzession, Fortsatz mit Zügen der Persiflage, allerdings nicht ohne Verbindung mit der Hauptsache. Denn es hat seine innere Stimmigkeit, wenn Ferdinand auch in der Sphäre sein Glück macht, in der ihm die Kraft zur Überwindung seiner »Neigung« zugewachsen ist: zu ihr gehört die Wiederherstellung durch »Tätigkeit« und die Ausrichtung auf »das neue Etablissement« (506; 515)⁸³, dem mit Maschinen ausgerüsteten Industriebetrieb in herrlicher Landschaft. Dazu gehört auch die Heirat der »richtigen« Frau und das durch Kinder vermehrte Familienglück. Der

⁸⁰ Vgl. den Abschnitt »Das Dasein Gottes als ein Postulat der reinen praktischen Vernunft« bei Kant: Kritik der praktischen Vernunft, S. 142ff.

⁸¹ Vgl. besonders den dritten *Brief* (NA 20, 314f.).

⁸² Vgl. z.B. mit greller, m.E. überziehender Markierung (»karikaturhafte Züge«, »Satyrspiel«) Bräutigam: Die ästhetische Erziehung der deutschen Ausgewanderten, S. 534; Jöns: Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, S. 171.

⁸³ Das »Etablissement« ist noch bei Fontane, und zwar in Erzählerrede, die auffällig stilisierte Bezeichnung für einen Industrie-Baukomplex, nämlich »ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt«. Vgl. Theodor Fontane: Irrungen, Wirrungen. Kap. 14. Werke, Schriften und Briefe. Hg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. I. Abteilung, Bd. 2, München 1962ff., S. 405. – Dagegen spricht Goethe ausgerechnet im antikisierenden Versepos *Hermann und Dorothea* ganz selbstverständlich von »Fabriken« (Kalliope, V. 58; MA 4.1, 553).

letzte Blick gilt Ferdinand in der Rolle des väterlichen Erziehers, der seine Kinder früh schon in das Ethos des Entsagens einübt – Verirrungen aus unbeherrschbarer »Neigung« sollen ihnen schließlich erspart bleiben.

Die höchste Kunststufe, noch über die Form »moralischer Erzählung« hinaus, erreichen die *Unterhaltungen* mit dem abschließenden »Märchen«, einem faszinierenden, zu allerlei Spekulationen verlockenden, doch damit offensichtlich nicht zu erledigenden Gebilde der Dichter-Phantasie. Auch seiner haben sich die Schiller-Kritiker bemächtigt und dabei, Goethes klarer Distanzierung von jeglicher textexterner Allegorese ungeachtet,⁸⁴ ihre Erfindungslust spielen lassen: Schiller wurde im Prinzen erkannt, Goethe aber als Pädagoge gesehen, der den in die Theorie verirrten Freund wieder auf den Weg der Dichtung zurückbringen will, oder auch als Kritiker, der seine Verwahrung gegen Schillers Kunstdiktat verschlüsselt zum Ausdruck bringt.⁸⁵ Dagegen ist in Erinnerung zu bringen, daß auch für das »Märchen« der Anschluß an ein Konzept Schillers im Blick bleiben muß, das seine Kunstlehre auf den Gipfel bringt: die Festlegung der Kunst als »ästhetischer Schein« ohne Realitätsreferenz (NA 20, 403). Erst wenn man beachtet, daß damit auch das Kunstelement des Goetheschen »Märchens« bezeichnet ist, kann man versuchen, dem Spiel der poetischen Phantasie zu folgen. Allegorische Dechiffrierungen der angedeuteten Art sind gänzlich verfehlt.

V.

Rückblickend erscheint es verwunderlich, daß es der vorangegangenen Überlegungen überhaupt bedurft hat. Es hat sich eine Forschungstendenz gebildet und

⁸⁴ Vgl. seine zustimmende Antwort auf Wilhelm von Humboldts eingehende, den Gedanken an »Allegorie« abweisende, dafür auf Autonomie und Prävalenz der Form abhebende Beschreibung des »Märchens« im Brief an Goethe vom 9. Februar 1796 (Goethe an Humboldt, 27.5.1796; WA IV, 11, 77).

⁸⁵ Vgl. zu solchen Argumenten, im einzelnen wiederum voneinander differierend, Pfaff: *Das Horen-Märchen*; Katharina Mommsen: »Märchen des Utopien«. Goethes »Märchen« und Schillers »Ästhetische Briefe«. In: Jürgen Brummack u.a. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Festschrift für Richard Brinkmann*. Tübingen 1981, S. 244-257; dies.: *Bilde Künstler! Rede nicht! Goethes Botschaft an Schiller im Märchen*. In: Richard Brink-

als ein weitgehend hingenommener Konsens verfestigt, gegen die aufs neue einigermaßen umständlich der Nachweis zu führen ist, daß Goethe und Schiller zu Beginn ihrer Zusammenarbeit auch wirklich gemeinsame Sache gemacht haben. Die *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, das galt es zu zeigen, sind ein flankierendes Begleitwerk zu Schillers Ästhetik und nichts anderes. Wie sollte Goethe denn, wenn er wirklich Minen mit kritischer Sprengkraft in Schillers *Horen*-Projekt anbringen wollte, zu den unbestreitbar folgenden Kooperationen motiviert gewesen sein: dem »Xenienkampf« als Dokument einer ästhetischen Opposition gegen den »Zeitgeist«,⁸⁶ den Balladen-Dichtungen von 1797, der gattungspoetischen Skizze *Über epische und dramatische Dichtung* (30 Jahre später, 1827, von Goethe veröffentlicht und als Gemeinschaftsarbeit mit Schiller deklariert), den Schemata *Über den Dilettantismus* (1799), ganz zu schweigen von Goethes fördernder Anteilnahme am *Wallenstein*, dem Dank für Schillers wahrhaft stimulierende Unterstützung der Arbeit am *Wilhelm Meister*?

Unbestritten sei, daß sich zwischen Goethe und Schiller Differenzen feststellen lassen. Die beiden literarischen Koalitionäre unterscheiden sich nach ihrer Geistesart, wie Goethe im Rückblick deutlich ausspricht: Schiller »predigte das Evangelium der Freiheit«, während er selbst »die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen« wollte.⁸⁷ Hier der Spinozist mit dem Glauben an die Gottnatur, deren lebendiges Wirken es naturwissenschaftlich aufzufassen gilt,⁸⁸ dort der Kantianer, der auf »Freiheit und Selbstbestimmung« setzt.⁸⁹ Goethes spätere Schilderung der ersten näheren Begegnung (in Jena 1794) verschweigt die Schwierigkeiten und Verstimmungen nicht, die beide »Geistesantipoden« zu überwinden hatten, um über »die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkwei-

mann u.a. (Hg.): *Theatrum Europaeum*. Festschrift für Elida Maria Szarota. München 1982, S. 491-516; Witte: *Das Opfer der Schlange*, S. 478ff.

⁸⁶ Vgl. dazu Dieter Borchmeyers jüngste Darstellung, deren Titel aus Schillers ästhetischen *Briefen* zitiert ist (vgl. NA 20, 311): *Goethe. Der Zeitbürger*. München, Wien 1999, S. 219ff.

⁸⁷ Goethe: *Einwirkung der neueren Philosophie* (MA 12, 97).

⁸⁸ Vgl. zu Goethes Spinoza-Rezeption eingehend, auf den *Wilhelm Meister* ausgerichtet, Hans-Jürgen Schings: *Natalie und die Lehre des +++*. Zur Rezeption Spinozas in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«. In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 89/90/91 (1985-87), S. 37-88.

⁸⁹ Goethe: *Glückliches Ereignis* (MA 12, 87).

sen« zueinander zu finden (MA 12, 88). Goethe vermerkt, daß er vor allem Anstoß daran genommen hat, wie geringschätzig – und »undankbar gegen die große Mutter« – Schiller in der Abhandlung *Ueber Anmuth und Würde* die »Natur« behandelt habe.⁹⁰ Und er pocht noch über zwei Jahrzehnte später auf seinen »hartnäckigen Realismus«, als ihm der Idealist Schiller seine typologisch generalisierte »Pflanze« als »eine Idee« erklärte (MA 12, 88f.). Wo aber »Widerspruch« herrscht, wächst mitunter das Vereinigende auch: »Wenn er das für eine Idee hielt«, so Goethe, »was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten!« (MA 12, 89) Auch »Geistesantipoden« können einander respektvoll, ja freundschaftlich die Hand reichen, einen Konsens finden, ohne ihre jeweilige Eigenart gänzlich preisgeben zu müssen.

Wie Goethes Verhältnis zu Schiller zeigt auch das zu Kant keineswegs nur Differenz, Abwehr oder Unverständnis. Manche Goethe-Forscher und Schiller-Kritiker machen Kant förmlich zur geistigen Unperson und vergessen jede Historiker-Pflicht, wenn sie in Schiller – der sich in der Tat auf seinen »Kantischen Glauben« berufen hat⁹¹ – auch seinen ihn angeblich unheilvoll beeinflussenden philosophisch-theoretischen Gewährsmann treffen wollen. Der alte Goethe hat den großen Denker ganz anders bewertet und es als »ein grenzenloses Verdienst unsres [!] alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich« bezeichnet, »daß er, in seiner Kritik der Urteilkraft, Kunst und Natur kräftig nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln«. ⁹² Er greift damit die Rekapitulation auf, die er zehn

⁹⁰ MA 12, 87; 89; 97. – Goethe dürfte dabei den Passus im Auge haben, der die »Schönheit« als Erzeugnis der »Freiheit« ausweist und den Gedanken abwehrt, sie sei eine Gunst der »Natur« (NA 20, 263ff.). Er sieht bei Schiller einen möglicherweise durch Diplomatie motivierten Kurs der Annäherung: »Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Überzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter [Natur] nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über *Anmut und Würde* so verhaßt gemacht hatten.« (MA 12, 97).

⁹¹ Schiller an Goethe, 28.10.1794 (MA 8.1, 35). – Vgl. zu Beginn der ästhetischen *Briefe* die Klarstellung, »daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden« (NA 20, 309).

⁹² Goethe an Zelter, 26.-29.1.1830 (MA 20.2, 1313). – Darin kommt, mit implizitem Einschluß Schillers, die immer noch aufrecht erhaltene Bejahung der »klassischen« Autonomie-Ästhetik zum Ausdruck.

Jahre vorher in dem Aufsatz *Einwirkung der neueren Philosophie* vorgenommen hat, schon mit besonderer Hervorhebung der *Kritik der Urteilskraft* (»dieser bin ich eine höchst frohe Lebensperiode schuldig«) und auch mit der persönlichen Pointe, »daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien«. ⁹³ Auf seine Anstreichungen in der *Kritik der Urteilskraft* weist Goethe ausdrücklich hin – das Exemplar mit den Benutzerspuren ist erhalten und erlaubt Rückschlüsse auf Interessen und Intensität seiner Kant-Lektüre. ⁹⁴

Goethe ist kein Kantianer. Seine Sache stellt er nicht auf die Philosophie, auf das Theoretisieren, auch nicht auf das Konstruieren vom Subjekt her. Doch wenn er im Fremden eine Spur des Eigenen wahrnimmt – wie in der dritten *Kritik* –, dann zeigt er Konsensbereitschaft. So lassen sich Annäherungen an Kant feststellen für Goethes Methodologie der Naturwissenschaft, doch auch in seiner Dichtung, z.B. die erstaunliche Präformulierung von Kants Ethik in der Ode *Das Göttliche* (1783): Hier wird emphatisch die sittliche Autonomie als Forderung an den Menschen betont und gegen die als »unfühlend« gesetzte Natur gestellt, die Böses und Gutes ohne Unterschied behandelt. ⁹⁵ Eine solche Annäherung an Kant (und Schiller) haben wir auch in den *Unterhaltungen* vor uns. Das zeigt besonders deutlich die ironielose Strenge, die der alte Geistliche als Binnenerzähler bei der Erörterung der »moralischen Erzählung« unter Beweis stellt, und nicht minder deutlich die schon schematische Konsequenz, mit der die beiden Exempla den Konflikt zwischen »Neigung« und »Pflicht« und schließlich den sittlich notwendigen Sieg der »Pflicht« herausarbeiten. Daraus

⁹³ Mit Beziehung auf Kants Gleichordnung von ästhetischer und teleologischer Urteilskraft (als Formen der reflektierenden Urteilskraft, die vom Einzelfall das allgemeine Gesetz zu erfassen sucht), in Goethes Wendung auf das Gegenständliche: von »Kunst- und Naturerzeugnisse[n]« (MA 12, 96).

⁹⁴ Vgl. dazu Vorländers Auflistung in der von ihm besorgten Ausgabe der *Kritik der Urteilskraft*, S. XXV-XXX.

⁹⁵ MA 2.1, 90f. (vgl. vor allem V. 13ff.; 37ff.). – Vgl. die Erzählerrede anlässlich Ferdinands in den *Unterhaltungen*: »[...] die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.« (505) Akzentuiert wird Goethes Kant-Rezeption vom englischen Biographen Nicholas Boyle: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Bd. 2: 1791-1803. Übersetzt von Holger Fliessbach. München 1999, S. 107; 130f.; 319ff.; 397ff. u.ö.

spricht nicht Goethes Geist, und doch handelt es sich um eine Goethesche Dichtung: um Dichtung aus dem Geist des Dialogs.

Auch die *Episteln*, die Goethe für die *Horen* beisteuerte,⁹⁶ können trotz gewisser Abstandsandeutungen die These von einem unüberbrückbaren Hiatus zu Schillers Projekt nicht stützen. Gewiß, Goethe zieht Schillers große Themen ins Kleine und läßt seine Skepsis durchblicken, ob derlei hochfliegende Pläne über die Beeinflussung eines Lesepublikums zu erreichen seien. Statt von der ästhetischen Kultivierung ist schließlich vom »Kochbuch« die Rede, dem die Präferenz der Leserinnen gelten sollte.⁹⁷ Mehrfach wird Schiller – der »Freund« – persönlich angesprochen,⁹⁸ und der skeptisch-realistische Bescheid, den er erhält, scheint eindeutig: »Soll ich sagen wie ich es denke? so scheint mir es bildet / Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.«⁹⁹ Danach wirkt nicht die ästhetische Bildung, über einen theoretischen Text versucht, habituell auf den Menschen, sondern seine Auseinandersetzung mit der Lebenserfahrung oder mit dem politischen Schicksal. So können auch die Schiller-Kritiker einhaken, wenn die venezianische Anekdote vom »zerlumpten Rhapsoden« ausgebreitet wird, ein »Märchen«, einsetzend am »Ufer der Insel / Die Utopien heißt«¹⁰⁰ – damit scheint mancherlei in seinem Realitätsstatus problematisiert, was noch folgt in den *Unterhaltungen* und, vor allem, in den ästhetischen *Briefen* Schillers.

Dennoch wäre es verfehlt, Goethes skeptisch gestimmten *Episteln* eine kritische Generalabrechnung mit Schillers Projekt zu entnehmen. So wenig »Zu-

⁹⁶ Goethe hat die beiden im Horazischen Stil abgefaßten Hexameter-Briefgedichte am 28. Oktober und am 23. Dezember 1794 an Schiller gesandt, also in Kenntnis nicht allein des *Horen*-Programms, sondern auch der ersten neun ästhetischen *Briefe*. Die *Episteln* erschienen im ersten (S. 1-6) und im zweiten Stück der *Horen* (S. 95-98). Sie referieren auf die im ersten Stück vorangestellte programmatische »Ankündigung« (S. III-IX). Allenfalls die Anspielung, daß es dem »Freund« um »das Wohl des / Menschengeschlechtes« zu tun sei (Erste Epistel, V. 11), mag auf die ästhetischen *Briefe* zu beziehen sein. Zitat-Nachweise nach MA 4.1, 660-666.

⁹⁷ Zweite Epistel, V. 38.

⁹⁸ Vgl. Erste Epistel, V. 4; 11; 34; Zweite Epistel, V. 1.

⁹⁹ Erste Epistel, V. 38f.

¹⁰⁰ Erste Epistel, V. 56ff.

eignung«, »Vorspiel auf dem Theater« und »Prolog im Himmel« schon den ganzen *Faust* enthalten, so wenig erstellt Goethe hier einen Diskussionsrahmen für seinen künftigen Umgang mit Schiller. Er bietet vielmehr eine auf die ihm nicht unbekannt Mentalität des Lesepublikums abgestellte, gewisse Vorurteile zum Schein bestätigende Hinführung auf Schillers Projekt, in die sicher auch ein skeptischer Vorbehalt eingeht. Das Ganze ist auf den leichten Ton gestimmt, den man nicht pressen und beschweren darf. »Ernst und wichtig erscheint mir die Frage«, so konzidiert Goethe dem angesprochenen »Freund« die Relevanz seines Unternehmens, um dann fortzufahren: »doch trifft sie mich eben / In vergnüglicher Stimmung.«¹⁰¹ Daß alles nicht ›eigentlich‹ zu verstehen ist, zeigt schon Goethes Ankündigung, er sinne »auf Vehikel und Masken wodurch und unter welchen wir dem Publico manches zuschieben können«.¹⁰² Die *Episteln* bieten ein heiteres Maskenspiel, das ein sperriges Publikum für eine ernsthafte und schwierige Sache gewinnen will. Diese wird nicht im voraus kritisch qualifiziert, sondern durch ein markiertes Verschweigen ausgespart: »Würdiger Freund«, so verweist der Beginn der *Zweiten Epistel* auf den Zusammenhang, »du runzelst die Stirne, dir scheinen die Scherze / Nicht am rechten Orte zu sein, die Frage war ernsthaft, / Und besonnen verlangst du die Antwort [...]«¹⁰³

Die ernsthaft-besonnene »Antwort« erhält Schiller in den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, abgesehen davon, daß Goethe schließlich auch den *Wilhelm Meister* als Gegenbild zu den ästhetischen *Briefen* aufstellt, einen Roman wiederum (mit einer weiter zurückreichenden Vorgeschichte), doch wahrhaft reich an thematischen Verweisen auf Kunst und Ästhetik. Was sich im Umkreis der *Horen* zwischen Goethe und Schiller einspielt, ist der Prozeß einer Annäherung. Da die Ausgangspunkte und Denkformen unterschieden

¹⁰¹ Erste Epistel, V. 16f. – Vgl. V. 22: »Was mein leichter Griffel entwirft [...]«

¹⁰² Goethe an Schiller, 1.10.1794 (MA 8.1, 26).

¹⁰³ Zweite Epistel, V. 1ff. – Daß Schiller wirklich die Stirn gerunzelt, also empfindlich auf die *Episteln* reagiert hat, ist nicht belegt. Vermutlich verstand er sich auf ihren Ton besser als mancher kritische Interpret. Daß ihm Goethe nach der zweiten Lektüre der ersten neun ästhetischen *Briefe* eine »fast [...] völlige Übereinstimmung mit meiner Denkweise« attestierte (an Schiller, 28.10.1794; MA 8.1, 37), bedeutete ihm sicher mehr.

bleiben, bleiben auch Differenzen bemerkbar, auf die sich der philologische Scharfsinn stürzen mag. Dennoch entsteht ein produktives dialogisches Verhältnis, das sehr wohl die Verständigung auf ein gemeinsames Ziel und Konsens-Verabredungen in Verfahrensfragen erlaubt. Schillers Doppelgedanke einer Erziehung durch die Kunst und zur Kunst ist für Goethe kein Unding.

Es kam darauf an, gegen den Strich mancher älterer und neuerer Kritik Schillers Versuch zu würdigen, Literatur und Ästhetik artikulationsfähig zu machen für das von der Politik gestellte Epochenproblem und seine Auswirkungen. Goethe hat davon profitiert und aus eigenen Formulierungskrisen herausgefunden. Er wußte, warum er Schiller seinen Dank aussprach und das Andenken des Freundes in Ehren hielt.